

DIE WELTWOCH

Wir befinden uns im Jahr 2014 n. Chr. Ganz Europa ist von Eurokraten besetzt – ganz Europa? Nein! Ein von unbeugsamen Schweizern bevölkertes Land hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten ...



Schweiz und Europa: So muss es weitergehen

Ein Kompass für die Verhandlungen mit der EU.

Von Roger Köppel

Manöver im Dunkeln

Wie der Volksentscheid von oben hintertrieben wird. Von Christian Mundt

Der falsche Messias

Geheimnisverräter Edward Snowden wird zu Unrecht hochgejubelt.

Von Edward Lucas



Luxuriöse Flusskreuzfahrt bis zum Donaudelta mit MS Viktoria und MS Classica

15 Tage ab Fr. 2640.–

Rabatt von Fr. 400.– abgezogen, HD MS Classica, Hochsaison



MS Viktoria*****

**Es hat solang's het
Rabatt* Fr. 400.–**
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

- **Bequeme An- und Rückreise mit Bahn und Bus direkt zum Schiff**
- **Donaudurchbruch «Eisernes Tor»**
- **Naturerlebnis Donaudelta**
- **Bezaubernde Wachau**

Passau–Budapest–Donaudelta–Passau

- Schweiz–Passau** Bahnfahrt nach München. Bustransfer nach Passau direkt zum Schiff. Einschiffung ab 16.00Uhr.
- Wien** Stadtrundfahrt mit Besichtigung Stephansdom.*
- Ordas** Interessante Puszta-Rundfahrt (fak.)
- Belgrad** Stadtrundfahrt,* Abendausflug (fak.)
- Eisernes Tor** Passage der faszinierenden Kataraktenstrecke
- Giurgiu–Oltenita** Stadtrundfahrt durch Bukarest*
- Meile 35** Ausflug ins Naturparadies des Donaudeltas (fak.)
- Rousse** Stadtrundfahrt /-gang mit Pantheon (fak.)
- Eisernes Tor** Passage der eindrucklichen Kataraktenstrecke
- Novi Sad** Stadtrundfahrt /-gang mit Festung Petrovaradin.*
- Mohács** Stadtbesichtigung Pécs (fak.)
- Budapest** Stadtrundfahrt,* Abendliche Lichterfahrt (fak.)
- Bratislava** Stadtrundfahrt/gang durch die Altstadt.*
- Wachau** Besichtigung Benediktinerstift Melk, Weinprobe.*
- Passau–Schweiz** Ausschiffung nach dem Frühstück, Bustransfer nach München, Bahnrückreise in die Schweiz.

* **Ausflug im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar**
Fak. **Ausflüge nur an Bord buchbar** \ Programmänderungen vorbehalten \ Partnerfirma: nicko tours



Eisernes Tor

MS Viktoria*****

Komfortschiff für 184 Passagiere. Alle Kabinen (ca. 16 m²) mit Dusche/WC, Klimaanlage, Radio, TV, Föhn, Minibar, Safe, Telefon, nebeneinander stehende Betten (auf Wunsch getrennt). Auf Mittel- und Oberdeck zu öffnende Panoramafenster (französischer Balkon), Hauptdeck grosse, nicht zu öffnende Fenster. Bordausstattung: Panorama-Restaurant, Panoramasalon/Bar, Wiener-Café, Lobby, Shop, Wellnessbereich mit Whirlpool, Sauna und Fitnessgeräten, Sonnendeck mit Liegestühlen. Ein Arzt ist an Bord (Erste Hilfe). **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

MS Classica****

Komfortables Schiff für 157 Passagiere. Alle Kabinen mit Klimaanlage, Dusche/WC, TV, Telefon, Föhn, Safe und Schrank. Die 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) verfügen über Klapp- und Sofabett, grosses, nicht zu öffnendes Aussichtsfenster. Die Deluxe Kabinen (ca. 15 m²) haben zwei Sofabetten und zu öffnendes Panoramafenster. Bordeinrichtung: Restaurant, Panoramasalon/Bar, Lift zwischen Mittel- und Oberdeck, Bordshop, Sonnendeck mit Whirlpool, Sonnensegel und Liegestühlen. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



MS Classica****



Donaudelta



2-Bettkabine Mittel-/Oberdeck mit franz. Balkon MS Viktoria

Abreisedaten 2014

MS Viktoria

31.03. •	12.05.	23.06.	04.08.	15.09. •
14.04. •	26.05.	07.07.	18.08.	29.09. •
28.04.	09.06.	21.07.	01.09.	13.10. •

MS Classica

03.04. •	15.05.	26.06.	07.08.	18.09. •
17.04. •	29.05.	10.07.	21.08.	02.10. •
01.05.	12.06.	24.07.	04.09.	16.10. •

• *Nebensaison mit günstigeren Preisen (siehe Internet)*

Noch freie Plätze am 04.07. und 18.07. 2014

MS Antonio Bellucci*** ab Fr. 2390.–**

HD hinten. Gleiche Route siehe Internet oder Katalog

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension
- Bahnfahrt 2. Klasse ab/bis CH-Wohnort nach/von München, Basis ½-Tax-Abo, Platzreservierungen
- Bustransfer München – Schiff – München
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Deutschsprachige Kreuzfahrt-/örtliche Reiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: Versicherungen (wir empfehlen den Abschluss einer Jahresversicherung von Elvia), Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5 – 7 p.P./Tag), Ausflüge, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise Hochsaison p.P. in Fr. (vor Rabatt)

Kabine	Classica	Viktoria
2-Bett Hauptdeck	3040	3540
2-Bett Mitteldeck	3290	4090*
2-Bett Deluxe Mitteldeck	3540	–
2-Bett Oberdeck	3790*	4390*
Ausflugspaket (7 Ausflüge)	265	265

Zuschläge Alleinbenutzung, Bahnfahrt siehe Internet

* MS Viktoria mit franz. Balkon, MS Classica Deluxe



2-Bettkabine Deluxe Mittel-/Oberdeck MS Classica

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Susanne Merk oder Olivia Bissoli

Thurgau Travel 

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Intern

Letzten Donnerstag hielt *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in Zürich ein Referat über die Beziehungen der Schweiz mit Europa nach dem Richtungsentscheid vom 9. Februar. Wir waren ehrlich gesagt positiv überwältigt vom enormen Andrang und Interesse. Der grosse Saal im «Marriott»-Hotel an der Limmat war mit insgesamt 700 Personen bis auf den letzten Platz gefüllt. Leider mussten wir viele Interessierte wieder abweisen. Bei Ihnen möchten wir uns ebenso herzlich entschuldigen, wie wir uns bei jenen bedanken möchten, die den Ausführungen aufmerksam zugehört haben. Aufgrund der grossen



Vortragsreise: Chefredaktor Köppel.

Nachfrage und der Bedeutung haben wir uns dafür entschieden, weitere, der Aktualität angepasste Referate des *Weltwoche*-Chefs zu veranstalten. Es ist auch ein zweites, am 11. März, in Zürich geplant. Die exakten Daten, Zeiten und Orte entnehmen Sie bitte der Anzeige in diesem Heft, der Tagespresse oder unserer Website www.weltwoche.ch. Gerne geben wir Ihnen auch telefonisch Auskunft unter 044 533 35 03. Ganz herzlichen Dank!

Vor zwölf Jahren mischte Redaktor Markus Schär mit seinem Buch «O Thurgau. Ein Kantonsführer für Fortgeschrittene» seinen Heimatkanton auf. Die Kritik bleibt dringend nötig, herrscht in den Auseinandersetzungen um die Erweiterung des kantonalen Kunstmuseums in der Kartause Ittingen doch immer noch derselbe mostindische Filz. Als Lokalpatriot aber konnte es Markus Schär nicht hinnehmen, wie das Land – und damit

gerade auch der Thurgau – seit der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative beschimpft und verhöhnt wird. In seiner Führung durch die «Geranien-Schweiz» zeigt er am Beispiel seines Wohnorts Weinfelden und des benachbarten Bussnang, wo die Montagehallen von Peter Spuhlers Stadler Rail stehen, dass die Kritiker keine Ahnung haben, wie es auf dem Land wirklich aussieht.



Gegen den Tugendterror: Buchautor Sarrazin.

Oder hätten Sie gewusst, dass die sogenannten dynamischen Wirtschaftsmotoren Zürich und Genf seit 1990 um 9 Prozent beziehungsweise 13 Prozent gewachsen sind, Weinfelden aber um 14 Prozent und Bussnang sogar um 19 Prozent? **Seite 26**

Seit seinem Buch «Deutschland schafft sich ab» gehört Thilo Sarrazin zu den grössten Reizfiguren im deutschsprachigen Raum. Seine These, dass wegen der höheren Geburtenrate bildungsferne Schichten in Deutschland bald in der Mehrzahl sein werden, stiess in den Medien und in der Politik auf breite Ablehnung, ja Feindseligkeit. Sarrazin, einst geachteter Vorstand der Deutschen Bundesbank, Finanzsenator von Berlin und Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, war plötzlich zur Persona non grata geworden. Jetzt legt der regelmässige *Weltwoche*-Autor und -Kolumnist ein neues Buch vor, in dem er die harschen Reaktionen auf seine Äusserungen in gewohnt brillanter Art und Weise einordnet: «Der neue Tugendterror». Wir drucken ein Kapitel daraus ab, in welchem Thilo Sarrazin die heutige Intoleranz gegenüber unbehaglichen Meinungen philosophisch-historisch herleitet. **Seite 54**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Der Weg der Schweiz

Ein Leitfaden für die Verhandlungen mit der Europäischen Union.

Von Roger Köppel

Der erste Pulverdampf ist verflogen, noch stehen keine europäischen Panzer an der Grenze. Im Gegenteil. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel hat sich anlässlich des Blitzbesuchs von Bundespräsident Didier Burkhalter in Berlin zuvorkommend und beruhigend geäussert. Deutschland wolle möglichst intensive Beziehungen mit der Schweiz. So klingt keine Kriegserklärung. Die mässigenden Worte stehen in aufreizendem Kontrast zur aufgeregten Reisediplomatie der Schweizer Regierung nach dem Volksentscheid. Die Bundesräte wären besser zu Hause geblieben und hätten Diplomaten vorgeschickt. Man soll doch nicht immer gleich die höchste Eskalationsstufe wählen.

Der Souverän will, dass die Schweiz ihre Zuwanderung wieder selber steuert. Diesen Wunsch hat die Regierung jetzt rechtzeitig zum Gesetz zu formen. In spätestens drei Jahren soll es in Kraft treten. Da der Volkswille den Vertrag über die Personenfreizügigkeit der Schweiz mit der EU betrifft, wird es irgendwann Verhandlungen an der Aussenfront geben müssen. Gefordert ist zuerst aber eine klare Strategie. Was ist eine Strategie? Eine Strategie ist ein präziser Plan zur Erreichung eines vorher festgesetzten Ziels.

Unabhängigkeit vor allem andern

Das Ziel ist durch die Verfassung vorgegeben. Die Eidgenossenschaft hat den Zweck, die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Die Sicherung der Unabhängigkeit ist das oberste Ziel der Verhandlungen mit der EU. Was heisst Unabhängigkeit? Unabhängigkeit heisst, dass die Schweiz keinerlei Verpflichtungen eingehen darf, die ihre Handlungsfreiheit einschränken. Man darf keinen Vertrag unterzeichnen, dessen Kündigung die Schweiz kaputtmacht. Man darf nur Verträge abschliessen, die man ohne schwere Nachteile wieder künden kann. Die Volkssouveränität muss gegen alle Anfechtungen gesichert werden. So kompliziert ist das nicht.

Das Ziel geht aus der Verfassung hervor. Aber es gibt andere gute Gründe, die Unabhängigkeit der Schweiz zu pflegen. Der wichtigste: Unabhängigkeit bedeutet Selbstverantwortung. Die Schweiz ist für ihr Schicksal im Rahmen ihrer Möglichkeiten selber verantwortlich. Das ist eine enorme Stärke. Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie unabhängig ist. Viele Wirtschaftsführer übersehen das. Unsere Unabhängigkeit ist ein wirtschaftspolitischer Erfolgsfaktor. Sie ist die Grundlage ei-

nes freiheitlichen, unternehmerfreundlichen Rechtsstaats, in dem die Bürger und nicht die Politiker das Sagen haben. Der Schweiz geht es besser, weil sie nicht in der EU ist. Die EU ist das Gegenteil der Schweiz, weil in der EU die Bürger nichts zu sagen haben.

Unabhängigkeit und Weltoffenheit sind keine Gegensätze. Keine Firma, die den Weltmarkt erobern will, muss ihre Selbständigkeit aufgeben. Kein Staat, der mit der ganzen Welt gute Beziehungen unterhalten will, muss auf seine politische Selbstbestimmung verzichten. Selbstbestimmung ist kein Freibrief für alles. Die Selbstbestimmung des einen hört dort auf, wo die Selbstbestimmung des anderen beginnt. Nach zwei fürchterlichen Weltkriegen hat man in Europa vergessen, dass der unabhängige Nationalstaat eine sinnvolle Einrichtung ist, weil sie die Macht der Regierung begrenzt und die Verantwortlichkeiten für den Bürger sichtbar macht. Nationalstaat heisst nicht Nationalismus, heisst nicht Blut und Boden. Nationalstaat bedeutet Staatsvolk, Staatsgebiet, Gesetze, Grenzen. Der Nationalstaat ist kein Auslaufmodell. Die EU selber bemüht sich seit Jahren, zu einem Nationalstaat zu werden – ohne dass es die Bürger der Mitgliedstaaten merken und erfahren dürfen.

Daraus folgt aber auch: Der Nochnichtstaat EU bekundet Mühe, den uralten unabhängigen Rechtsstaat Schweiz in seiner Mitte zu akzeptieren. Die EU scheint es als Provokation, vor allem als Kränkung, als eine Art Liebesentzug und als Zurückweisung zu empfinden,

wenn die Schweiz auf ihrer Unabhängigkeit beharrt. Muss man denn gleich jeden Menschen heiraten, nur weil man mit ihm so gut zusammenarbeitet? Umgekehrt haben viele Schweizer Politiker Schwierigkeiten, gelassen und selbstbewusst, ohne Minderwertigkeitsgefühle oder Aggression, der EU die Unabhängigkeit ihres Landes als selbstverständliche, geschichtlich gewachsene Grundtatsache zu erläutern. Zum Teil stecken dahinter politische Motive, Beitrittswünsche, EU-Sympathien, Verblendungen. Zum anderen ist es die dem Schweizer genetisch eingeprägte Neigung, sich aus Selbstschutz immer kleiner zu machen, bis man ihn nicht mehr sieht. Er ist so entgegenkommend, dass er aus Höflichkeit zuerst den eigenen Platz freimacht.

Stammesgesellschaft von Minderheiten

Kompromissfähigkeit, Triebverzicht, die Fähigkeit, auf andere Sprachgruppen und Minoritäten einzugehen, sind unsere grössten nationalen Tugenden. Die Schweizer sind eine tolerante Stammesgesellschaft unterschiedlichster Minderheiten. Nur der gemeinsame Wille zur Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und Freiheit hält sie zusammen. Es gibt keine Schweiz mehr, wenn die Schweiz anfängt, automatisch die Gesetze Brüssels zu übernehmen. Die Schweiz definiert sich seit ihren Anfängen als souveräne Rechtsgemeinschaft. Die Unabhängigkeit ist der Kern unserer Staatsidee. Fällt sie weg, endet die Schweiz. Ohne Unabhängigkeit gibt es keine Schweiz. So einfach ist das.

Wie muss das Ziel erreicht werden? Zuerst: Der Bundesrat macht einen Fehler, wenn er jetzt nicht alle wesentlichen Anspruchsgruppen einbindet, um das Konzept der Kontingente zu entwickeln. Wirtschaftsvertreter und Initianten müssen dabei sein, sonst gibt es eine Totgeburt. Vielleicht besinnt sich Justizministerin Sommaruga hier noch eines Besseren. Wichtig: Das Gesetz zu den Ausländerkontingenten betrifft die Innenpolitik. Es muss auf die Schweiz zugeschnitten sein. Daher ist es falsch, wenn jetzt schon Didier Burkhalters Aussendepartement mitredet. Es ist keine Hexerei, ein Kontingentsystem zu entwickeln. Man könnte sich an der in der Schweiz geübten Praxis vor 2007 orientieren. Wenn das alte System nicht optimal war, kann man es verbessern.

Noch gibt es mit der EU nichts zu verhandeln. Einmischungsversuche sind zurückzuweisen. Die Schweiz ist selber für ihre Geset-





Unabhängigkeit bedeutet Selbstverantwortung.

ze verantwortlich. Die Botschafter freilich könnten jetzt den EU-Staaten erklären, worum es geht. Die Schweiz will keine Mauern bauen. Sie will sich nicht abschotten. Die Schweiz ist ein unabhängiger Staat ausserhalb der EU. Sie will nur einen Vertrag abändern und gute Beziehungen zum gegenseitigen Nutzen pflegen. Das sollte sich doch machen lassen.

Man darf keinen Vertrag unterzeichnen, dessen Kündigung die Schweiz kaputt macht.

Sobald das Gesetz steht, beraten und verabschiedet ist, muss die Schweiz mit der EU verhandeln. Es empfiehlt sich, die Kontakte mit Brüssel knapp zu halten, um eher mit den Mitgliedstaaten im Gespräch zu bleiben. Die EU ist ein abstraktes Gebilde ohne geerdete Interessen. Die EU hat Machtinteressen, ideologische Interessen, Interessen der Regulierung. Aber die Staaten haben konkrete Interessen. Sie wollen Handel treiben, Beziehungen pflegen, sie können rechnen und sehen, was sie an der Schweiz haben. In Zahlen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Schweiz wegen ihrer Absicht, die Personenfreizügigkeit auf die

eigenen Bedürfnisse abzustimmen, von Ländern wie beispielsweise Deutschland oder Italien boykottiert wird.

Selbstbewusste Weltoffenheit

Aussenpolitisch stehen der Schweiz drei Möglichkeiten offen. Erstens: EU-Beitritt. Zweitens: institutionelle Anbindung. Drittens: Unabhängigkeit. Den offenen Beitritt strebt nur noch eine Minderheit an. Tückischer ist das Konzept der institutionellen Anbindung, weil es vom Bundesrat und den Mainstream-Parteien irrig und unredlich als «bilateraler Weg» verkauft wird. Unter bilateral verstehen die meisten eine Strategie des Draussenbleibens, der Unabhängigkeit. So wurde es vom Bundesrat der Schweiz verkauft. Zu Unrecht. Bilateral bedeutet, dass die Schweiz automatisch Gesetze aus Brüssel übernehmen muss.

Der bilaterale Weg, wie ihn Aussenminister Burkhalter versteht, bindet die Schweiz als eine Art Kolonie in einen von der EU dominierten Rechtsraum ein. Das ist die schlechteste aller Möglichkeiten. Die beste und von uns favorisierte ist die dritte Variante: welt- und Europaoffene Unabhängigkeit. Sie ist in den möglicherweise folgenden Volksabstimmungen über die «bilateralen Beziehungen» zu stärken. Aber Achtung: «Bilateral», wie es der

Bundesrat versteht, sichert nicht, sondern zersetzt die schweizerische Unabhängigkeit. Es ist höchste Zeit, dass die Positionen und Begriffe geklärt werden.

Wo liegen die Risiken? Natürlich kann die EU aus ideologischen Gründen einen Wirtschaftskrieg gegen die Schweiz entfesseln. Sie würde sich dadurch selber schaden, aber die Geschichte kennt genügend Beispiele für Politiker, die aus Verbohrtheit gegen ihre eigenen und die Interessen ihrer Länder handelten. Der Bundesrat muss Szenarien entwerfen: Wo sind wir am verwundbarsten? Welche Vergeltungsmassnahmen haben wir? Die Schweiz könnte den Gotthard sperren oder die Flughäfen. Die Umleitung des Rheins in die Rhone wäre extrem, aber man sollte sich auf alle Eventualitäten vorbereiten.

Man ist kein falscher Prophet, wenn man den Ernstfall vorderhand ausschliesst. Das heisst nicht, dass man ihn nicht vorbereiten muss. Der Bundesrat hat es in der Hand. Seien wir zuversichtlich. Die Schweiz ist ein faszinierendes Land. Unser Staatsmodell erfreut sich höchster Achtung, ja Bewunderung. Wir müssen uns nicht verkriechen. Es kommt gut.

PS: Übrigens hätten wir noch eine Kompromissidee zur Personenfreizügigkeit. Es wäre aber falsch, sie jetzt schon zu verraten.



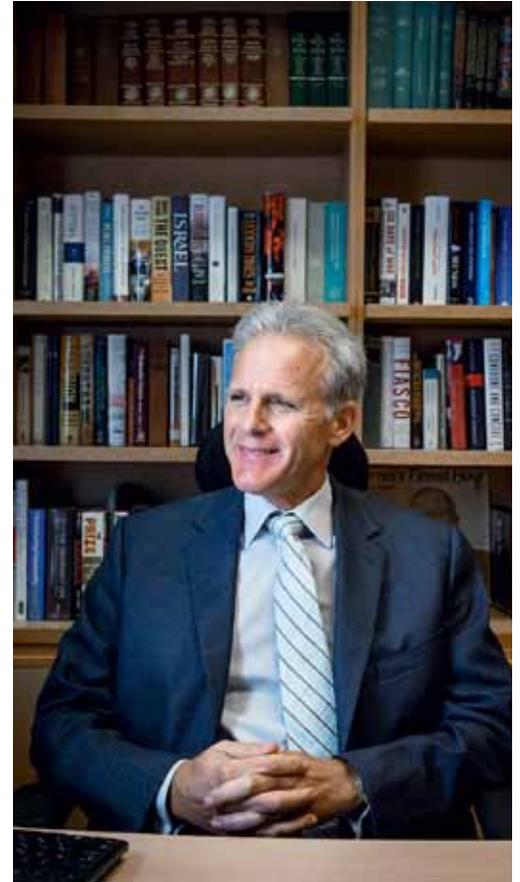
Knochenjob: Dschamila Bajas. Seite 46



Ansichtskarten vom Land: Seite 26



«*Das Zeitalter der Nervosität*»: Seite 50



«*Achtung, Rohani*»: Michael Oren. Seite 48

Kommentare & Analysen

- 4 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Piraten auf dem Arbeitsmarkt](#)
- 9 [Im Auge Kim Dotcom, gestrandeter Unternehmer](#)
- 10 [Ehrlicher wohnen Schnelle Berner](#)
- 10 [Justiz Aus den Augen, aus dem Sinn](#)
- 11 [Personenkontrolle Vez, Sommaruga, Ramos, Sudaro etc.](#)
- 11 [Nachruf Alice Herz-Sommer, Holocaust-Überlebende](#)
- 12 [Mörgeli Economiesuisse als Bundesamt](#)
- 12 [Bodenmann Beste Büro Gummi-Armee der Welt](#)
- 13 [Ausland Déjà-vu in der Ukraine](#)
- 14 [Die Deutschen Platz an der Sonne](#)
- 14 [Wirtschaft Sphären ohne Markt](#)
- 15 [Medien Nackt in der Sauna](#)
- 15 [Gesellschaft Schweizer Hausmänner](#)
- 16 [Leserbriefe/ Darf man das?](#)

Hintergrund

18 [Schweiz und Europa: So geht es weiter](#)

[Kompass für die Verhandlungen mit der EU](#)

20 [Schweiz und Europa Fragebogen, frei nach Max Frisch](#)

21 [Im unilateralen Gefängnis](#)

[Urs Paul Engeler über den grossen «bilateralen» Schwindel](#)

23 [Economiesuisse Was bringt Monika Rühl?](#)

24 [Zuwanderung](#) Hintertreiber des Volksmehr

26 [Ansichtskarten vom Land](#)

[Nachhilfe für die ach so weltoffenen Kritiker aus der Stadt](#)

28 [EU Europas Verschwendungsapparat](#)

30 [Missverständene Leidensdeutsche](#)

[Renate Schwarzer – Zeugin für Deutschenfeindlichkeit](#)

32 [Besser ohne EU-Geld](#)

[Unnötige Angst um den Schweizer Forschungsstandort](#)

34 [Akademisches Monstrum](#)

[Die Basis wehrt sich gegen den Lehrplan 21](#)

36 [Essay Das Bündner Fremdsprachen-Dilemma](#)

37 [Perrenouds Plagiatsdoktor](#)

[Die Fehlbesetzungen des Berner Gesundheitsdirektors](#)

40 [Gripen Diffuse Quellen von Indiskretionen](#)

41 [Medizin Fehler im Operationssaal](#)

42 [Der falsche Messias](#)

[Edward Snowden ist kein Held, sondern ein Schurke](#)

46 [Einsame Spitze](#)

[Dschamila Bajas hat den gefährlichsten Job Afghanistans](#)

48 [Wie ernst ist das Lächeln des Iran?](#)

[Nahost-Kenner Michael Oren warnt vor der Charmeoﬀensive](#)

50 [Meine Dauer-Überdrehtheit](#)

[Historiker Joachim Radkau und das «nervöse Zeitalter»](#)

54 [Die Rache der Hypermoralisten](#)

[Auszug aus Thilo Sarrazins Buch «Der neue Tugendterror»](#)



«Schwarze Schokolade – das passt mir gut»: Autorin Reza. Seite 60

Interview

60 «Identität – das sagt mir nichts»

Yasmina Reza ist die meistgespielte Dramatikerin der Welt. Ihr neuer Roman wirft einen schonungslosen Blick auf die Pariser Bourgeoisie

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Body-Sushi

60 Bestseller

63 Schawinski Brutal ehrlich

64 Sprachmacht des Vampirs

Vor 25 Jahren starb mit Hermann Burger einer der grössten Schweizer Autoren

66 Top 10

66 Kino «Nymphomaniac»

67 Jazz Makiko Hirabayashi / Klavs Hovman / Marilyn Mazur

68 Namen White Turf in St. Moritz und ein Wohltätigkeitsanlass

69 Hochzeit Venus Angelic, «Living Doll»

69 Thiel Abgestimmte Statistik

70 Stilkritik Angelina Jolie und Brad Pitt im Partnerlook

71 Die Liste Panto-Brillen

71 Klassiker Hotstepper

71 Hat das Stil? Was versteht man unter Frauenwein?

72 Wein Fattoria Le Pupille: Saffredi 2010

72 Zu Tisch Roger Stierlis «Frohsinn»

73 Auto Audi RS 4 Avant

74 MvH trifft Rolf Dobelli, Autor

Autoren in dieser Ausgabe

Edward Lucas



Von 1998 bis 2002 leitete Edward Lucas das Moskauer Büro des *Economist*; 2012 publizierte er das vielbeachtete Buch «Deception» über die Hintergründe der Ost-West-Spionage. In dieser Ausgabe schreibt er über die gefährlichen Folgen des Geheimnisverrats von Edward Snowden. Seite 42

Joachim Radkau



Vom renommierten Historiker erschien 2013 eine Biografie über Theodor Heuss, den ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland. In seinem Beitrag für die *Weltwoche* untersucht Joachim Radkau, warum die Diagnose «Burnout» heute so häufig gestellt wird. Seite 50

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH

Von wem wird eigentlich Handy hergestellt?



VON UNS.
VON HIER.



Handy

Was uns am Herzen liegt, das machen wir selber – deshalb wird unser Handy Abwaschmittel von Migros Mitarbeitenden in Schweizer Migros Betrieben produziert.

MIGROS

Ein **M** einzigartiger.

Piraten auf dem Arbeitsmarkt

Von Florian Schwab — Die Gewerkschaften versuchen, aus dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative Kapital zu schlagen. Die Wirtschaft muss dem Einhalt gebieten.

Jüngst vermeldete die *Sonntagszeitung* Bemerkenswertes unter dem Titel «Geheimplan zur Umgehung der Masseneinwanderungsinitiative»: Der Bundesrat wolle am 7. März einen Vorschlag verabschieden, wie er in Zukunft Gesamtarbeitsverträge (GAV) einfacher für allgemeinverbindlich erklären kann. Kenner der Materie sind alarmiert, stellt doch jede Allgemeinverbindlichkeitserklärung einen massiven Eingriff in die Vertragsfreiheit auf dem Arbeitsmarkt dar.

Worum geht es? Schon heute kann der Bundesrat per Dekret unter gewissen Voraussetzungen einen Arbeitsvertrag auf eine gesamte Branche ausdehnen, den eine Gewerkschaft und ein Wirtschaftsverband im dunklen Kämmerlein miteinander ausgehandelt haben. Häufig zu deren eigenem Vorteil, indem sogenannte Vollzugskostenbeiträge von den «Unterstellten», wie es in der obrigkeitlichen Diktion des GAV-Rechts heisst, in eine gemeinsam verwaltete Kasse der Verbände fliessen. Die einzige Grenze stellt bis anhin die Regelung dar, dass für eine solche Allgemeinverbindlichkeit mehr als die Hälfte der Unternehmen den GAV-Parteien und mehr als die Hälfte der Arbeitnehmer einer beteiligten Gewerkschaft angehören. Das zweite Quorum hat der Bundesrat bereits bis zur Unkenntlichkeit aufgeweicht, nun könnte das erste ebenfalls fallen.

Ein unerfreulicher Nebeneffekt der GAV-Ausdehnung der letzten Jahre ist es, dass die Gewerkschaften die Lizenz erhalten, in ganzen Branchen lohnpolizeiliche Kontrollen durchzuführen. Gegen die aufgebrummten Willkür-Bussen gibt es keine ordentlichen Rechtsmittel.

Im Gefolge der Personenfreizügigkeit war der Bundesrat in den letzten zehn Jahren ausnehmend grosszügig in der Gewährung solcher Allgemeinverbindlichkeiten. Das Abriegeln des Arbeitsmarkts nach innen sollte den Lohndruck von aussen ausgleichen und so die Unterstützung der Gewerkschaften und linken Parteien sichern. Mehr als 600 000 Beschäftigte in der Schweiz unterstehen heute einem allgemeinverbindlichen GAV und liefern Zwangsbeiträge an die Verbände ab. Wie Piraten haben sich Unia, Arbeitgeberverband und Co. des Arbeitsmarkts bemächtigt.

Quer durch die Wirtschaftsverbände geht ein Riss zwischen solchen, die sich weigern, das staatliche Privileg in Anspruch zu nehmen und damit gleich auch die Gewerkschaften mitzufinanzieren, und solchen, denen es am liebsten wäre, wenn der Preis für jeden Hand-



Beste Wendung: Gewerkschafter Rechsteiner.

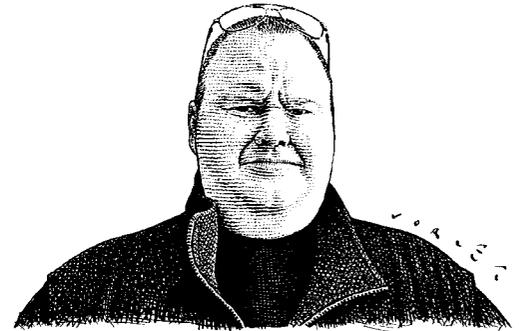
griff landesweit einheitlich festgeschrieben würde. Das Baugewerbe gehört zu dieser zweiten Kategorie und wirkt derzeit gemeinsam mit den Gewerkschaften darauf hin, dass die Allgemeinverbindlichkeit erleichtert wird.

Auch aus den Verbänden, die bisher den GAV-Verlockungen widerstanden haben, hört man, dass jeder Verband einen Plan B in der Schublade hat, falls die Allgemeinverbindlichkeitserklärung noch weiter Raum greifen sollte. Ein kleinerer Verband hat soeben entschieden, seinen Widerstand aufzugeben, da Branchen ohne GAV von den Gewerkschaften systematisch in die Schmutzdecke gedrängt werden.

Sollte der Bundesrat tatsächlich die letzten Schutzmechanismen vor den ausufernden GAV abschaffen, dann wäre dies wohl als Signal für einen totalen Dammbbruch zu werten. Unabhängig von der Mindestlohninitiative wäre bald ein flächendeckender Minimallohn von 4000 Franken Realität. Für die Gewerkschaften wäre das die bestmögliche Wendung, da sie dann ihre GAV-Pfründe weiterhin ausweiden könnten.

Das wäre ein Treppenwitz der Geschichte, sind die ausufernden GAV doch eine direkte Folge der Personenfreizügigkeit, der das Stimmvolk nun eine Absage erteilt hat – und mit ihr den flankierenden Massnahmen, die dem Arbeitsmarkt im Inneren die Luft ab-schnüren.

Fack ju Göhte



Kim Dotcom, gestrandeter Unternehmer.

Es war sicher etwas übertrieben, dass die neuseeländische Polizei den 140 Kilo schweren und zwei Meter langen Internet-Piraten Kim Dotcom, eigentlich Herr Schmitz aus Kiel, unter Einsatz von Helikoptern, 72 Scharfschützen und einem Rudel von Kampfhunden in seinem feudalen, von zwei riesigen Giraffenplastiken bewachten Landhaus vor den Augen seiner Frau und der Kinder festnahm, nur weil er die Herrschaft über das Universum anstrebt und das amerikanische FBI seine Auslieferung fordert. Ist Grössenwahn und ein Leben in Saus und Braus strafbar?

Die Razzia wurde nachträglich für rechtswidrig erklärt, die Regierung in Wellington entschuldigte sich, und Kim Dotcom feierte unlängst seinen 40. Geburtstag mit der Gründung einer eigenen politischen Partei. Die Behörden verboten die Party allerdings als illegale Stimmenfängererei. Über dem Justizflüchtling Schmitz-Dotcom hängt weiterhin die Guillotine des US-Auslieferungsgesuchs wegen Informatikpiraterie, Geldwäsche und Bildung einer kriminellen Vereinigung. Der talentierte Hacker, Abkupferer, Kreditkartenfälscher, Datendieb und Software-Erfinder wurde schon als Teenager zu zwei Jahren bedingt verurteilt. Der Jungmillionär stilisierte sich zum grossen Gatsby der Branche und fuhr einen schwarzen Rolls-Royce mit Kennzeichen GOD. Er behauptete, die Konten Bin Ladens geknackt zu haben, aber längst hat ihm Edward Snowden mit seinen Wikileaks-Enthüllungen die Show gestohlen. Die Amerikaner jagen Dotcom wegen Megaupload, eines (inzwischen eingestellten) Plünderungssystems zum Runterladen von Filmen und Musik aus dem Web, das von 180 Millionen Kunden genutzt wurde – unter Umgehung des Copyrights, wodurch sich eine Schadenssumme von einer halben Milliarde Dollar anhäuften. Gestrauchelt ist Dotcom letztlich an einem anderen deutschen Genie, an Johann Wolfgang von Goethe, der einst das Recht auf geistiges Eigentum gegen die Plage der Raubdrucke schützen liess. Kim Dotcom bastelt jetzt in seinem goldenen Käfig an einem abhörsicheren E-Mail-Verschlüsselungsservice: seine Rache an den USA, oder rettet er die Menschheit? Peter Hartmann

Schnelle Berner

Von Christoph Landolt —
Die Bundesstadt stoppt den
Missbrauch ihrer Wohnungen.

Eine subventionierte Wohnung wird von jemandem belegt, der gar nicht im Ort angemeldet ist. Einem anderen wird nicht gekündigt, obwohl er die sowieso schon tiefe Miete nie bezahlt. Zwei Fälle, beide nicht neu, sondern gut zwanzig Jahre alt, geschildert vom Berner SP-Politiker Peter Vollmer. Der damalige Stadtparlamentarier wollte gegen den Missbrauch bei städtischen Wohnungen vorgehen. «Die Regierung beharrte darauf, dass die Vermietungspolitik ihre Sache sei», sagt Vollmer.

Unternommen wurde nichts. Noch vor drei Jahren behauptete der Chef der Liegenschaftsverwaltung, «weniger als zehn Prozent» der Mieter genügen den Kriterien für eine subventionierte Wohnung nicht. Doch dies ist reines Wunschdenken. Wie die erstmalige Überprüfung der Mietverhältnisse ergeben hat, liegt die Missbrauchsquote bei sagenhaften 53 Prozent. Konkret: Von den 560 überprüften Mietern von Sozialwohnungen dürften 298 nicht darin wohnen. Darunter sind 25 Personen, die nicht in Bern angemeldet sind. Oder einer, der dreissigmal so viel verdient, wie er maximal verdienen dürfte.

Risiko minimiert

Bei der zuständigen Finanzdirektion ist man überrascht. Vorsteher Alexandre Schmidt (FDP) plant nun einen Systemwechsel. Anstatt Objekte (Wohnungen) will er Subjekte (Leute mit tiefem Lohn) unterstützen. Die Liegenschaftsverwaltung würde damit entmachtet, das Missbrauchsrisiko minimiert.

Bern wird zum Vorbild. Weil die Stadt bisher nur mit gemächlichem Tempo in den Wohnungsmarkt eingegriffen hat, fällt die Umkehr umso leichter. In der Stadt Zürich etwa wurden und werden viel eher gemeinnützige Wohnungen gebaut. Die weitere Verstaatlichung des Wohnungsmarkts ist eine rot-grüne Herzensangelegenheit. Zürich rühmt sich zwar, die Bewohner seiner 2300 direkt subventionierten Wohnungen regelmässig zu prüfen. Bei den 6500 indirekt subventionierten Wohnungen (Kostenmiete) aber will man von Transparenz nichts wissen. Nicht nur der grüne Finanzvorsteher Daniel Leupi, auch die einst liberale NZZ warnt vor einer ausufernden Kontrollbürokratie.

Dass die Befürchtungen, ein riesiger Apparat könnte entstehen, unbegründet sind und vom eigentlichen Problem ablenken, beweist ausgerechnet die Stadtverwaltung selbst. Für die Kontrolle ihrer über 2000 direkt subventionierten Wohnungen reichen dem Finanzdepartement ganze 90 Stellenprozent.

Aus den Augen, aus dem Sinn

Von Alex Baur — Die Zürcher Justizdirektion sperrte den Zögling «Carlos» ein, um vom eigenen Versagen abzulenken. Das ist nach dem Urteil des Bundesgerichtes nun offiziell.



Haft aufgehoben: «Carlos».

Als «Carlos» im letzten August verhaftet und ins Gefängnis gesperrt wurde, hatte er ausnahmsweise wirklich nichts ausgefressen. Im Gegenteil: Der inzwischen 18-jährige Zögling hatte seit über einem Jahr alle amtlichen Auflagen seines gerichtlich angeordneten Settings erfüllt und eine positive Entwicklung durchgemacht. Unter den Fittichen des Boxtrainers Shemi Beqiri hatte er sich von den Drogen und von seinem unheilvollen Zürcher Umfeld losgesagt; neben einem harten Training und seiner Arbeit im Boxstudio holte er zumindest einen Teil der verpassten Primarschule nach. Zum ersten Mal in seinem jungen Leben hatte «Carlos» eine Tagesstruktur, eine Autoritätsperson – und ein Ziel.

Das Setting mit Boxer Beqiri, so rechtfertigten der Zürcher Justizdirektor Martin Graf (GP) und Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) die Inhaftierung von «Carlos», sei zwar gut gewesen, aber leider «nicht kommunizierbar». Teuer war es wohl, vielleicht auch luxuriös. Doch daran hatte «Carlos» nun wirklich keine Schuld. Und diese Mängel liessen sich korrigieren. Graf und Riesen behaupteten sodann, man wolle den Zögling durch die Inhaftierung vor den Medien schützen. Zu diesem Zweck holte man ihn also zurück in sein unseeliges Zürcher Ambiente, und man nahm ihm wieder alles weg: den geordneten Alltag, Bezugspersonen, eine Lebensperspektive.

Die Begründung war mehr als fadenscheinig. In Wirklichkeit wollten sich Graf und Riesen vor allem selber vor den Medien schützen. Aus den Augen, aus dem Sinn – nach diesem Motto versenkten sie «Carlos» im Knast, ohne Konzept und Alternative. Doch die beiden haben sich verrechnet. Der störrische Zögling tat, was er schon immer getan hatte: Er rebellierte – und er weiss genau, wie man das System aushebelt. Anders als Graf und Riesen focht er sich um die ange-

lich kochende Volksseele. Diese Woche hat nun das Bundesgericht die von ihren PR-Beratern telekommandierte Justizdirektion mit ungewohnt deutlichen Worten in den Senkel gestellt: Die allein auf öffentlichen Druck hin erfolgte Inhaftierung von «Carlos» ist verfassungswidrig und umgehend aufzuheben.

Die Zürcher Justizdirektion muss nun wieder ein offenes Setting auf die Beine stellen oder «Carlos» andernfalls ganz freilassen. Doch damit ist die Sache nicht erledigt. Der Fall offenbart Abgründe im Jugendstrafvollzug, und es ist richtig, dass er publik wurde. Ein System, von dessen Existenz die Öffentlichkeit nichts wissen darf, hat in einem Rechtsstaat keinen Platz. Selten hat man einen derart verwahrlosten Zögling gesehen, der von teuren Institutionen durch seine ganze Kindheit hindurch betreut (oder bloss verwaltet?) wurde. Nachdem all die klugen Pädagogen, Psychiater und Sozialarbeiter gescheitert waren, kam der gelernte Gipser und Boxer Shemi Beqiri daher und zeigte, dass es auch anders geht und «Carlos» kein hoffnungsloser Fall ist.

Vielleicht weckt der «Fall Carlos» auch Emotionen, weil er sich im Kern um schwierige Fragen dreht, die fast alle Eltern beschäftigen: Sind wir zu nachlässig gegenüber unseren Kindern? Wo legen wir die Grenzen fest – und wie setzen wir diese durch? Wie finden wir die richtige Balance zwischen Konsequenz und Grosszügigkeit? Im Fall von «Carlos» haben die Eltern krass versagt, der Bursche kam deshalb mehrfach unter fremde Obhut. Der Staat übernahm damit die volle Verantwortung für das Kind und steht in der Pflicht.

Die schwere Körperverletzung (Messerstecherei), die «Carlos» mit fünfzehn Jahren im Cannabis-Rausch beging, war übel. Doch sie trägt, so weit bekannt, nicht die Handschrift eines gemeingefährlichen Psychopathen. Natürlich muss man sich fragen, wo die Sühne bleibt, wenn jugendliche Delinquenten nur noch therapiert werden. Man kann auch darüber diskutieren, ob Boxen das Richtige für diesen Burschen ist. Doch solche Fragen müssen geklärt werden, bevor man ein derartiges Setting aufgleist. Jetzt ist es zu spät. Besonders stossend ist aber, dass sich nun das aufgestaute Unverständnis auf den Zögling «Carlos» entlädt – statt auf jene, die sich billig aus der Verantwortung stehlen wollten: Justizdirektor Martin Graf und Oberjugendanwalt Marcel Riesen.

Personenkontrolle

Vež, Sommaruga, Ramos, Sudaro, Perler, Bideau, Jordan, Jans, Girod, Lomborg

Wie hart der unscheinbare Mann an der Spitze des Bundesamtes für Polizei (Fedpol) Tag und Nacht gearbeitet haben muss, wird in der gewaltigen Dimension erst nach dessen Demission sichtbar. Fedpol-Chef **Jean-Luc Vež** (56-jährig und CVP-Mitglied) wechselt bekanntlich als Beauftragter für operative und strategische Sicherheitsfragen zum World Economic Forum (WEF). Damit er den gutdotierten Posten per 1. April antreten kann, ersuchte er um die Kürzung seiner Kündigungsfrist, was die zuständige Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) gewährte. Weil der Absolvent einer parteigestützten Beamtenlaufbahn in der Zeit von Januar bis Ende März (!)



Pekuniäre Abgeltung: Fedpol-Chef Vež.

nicht alle Überstunden und Ferientage, die er aufgeschrieben hat, beziehen konnte und kann, ersuchte er um die pekuniäre Abgeltung seiner Leistungen, was besagte Bundesrätin auch gewährte. So lässt Vež, dessen Amtszeit von vielen Skandalen (Drogenboss **Ramos**, Titelschwindler **Tiziano Sudaro**, Abgang Bundeskriminalchef **Michael Perler** und andere mehr) geprägt war, sich hundert Ferientage à 1230 Franken auszahlen. Macht insgesamt 123 000 Franken zu Lasten der Bundeskasse. (*upe*)

«Ist das Ansehen der Schweiz im Ausland ernsthaft bedroht, oder ist eine Imagekrise bereits eingetreten», hält die Verordnung fest, dann soll tritt Präsenz Schweiz in Aktion treten: Die Imagewerber im Aussendepartement müssen dem Bundesrat ein Kommunikationskonzept vorlegen. Was also unternehmen sie, nachdem das Ja zur «Abschottungsinitiative» weitherum in Europa für Unverständnis bis Empörung gesorgt hat? Eine Antwort auf die naheliegende Frage zu bekommen, ist nicht so einfach: Der Chef von Präsenz Schweiz, Botschafter **Nicolas Bideau**, sorgte die letzten zwei Wochen dafür, dass im «House of Switzerland» in Sotschi alle zu ihrem Raclette kamen – er macht deshalb jetzt Ferien. In einer schriftlichen Stellungnahme hält das Departement fest, dass sich derzeit



Raclette für alle: Botschafter Bideau.

nicht beurteilen lasse, wie weit das Image der Schweiz in der breiten ausländischen Bevölkerung tangiert sei. Und Bideau lässt sich zitieren: «Dank der intensiven Informationsarbeit vor der Abstimmung ist die Medienberichterstattung zu einem grossen Teil sachbezogen ausgefallen. Zurzeit würde ich daher nicht von einer Imagekrise der Schweiz ausgehen.» (*sär*)

Kürzlich teilte die Schweizerische Nationalbank mit, ihr Direktorium unter **Thomas Jordan** habe beschlossen, «auf Aktien von Unternehmen zu verzichten, die international geächtete Waffen produzieren, grundlegende Menschenrechte massiv verletzen oder systematisch gravierende Umweltschäden verursachen». Davon beflügelt, drängen sich nun die Nationalräte **Beat Jans** (SP) und **Bastien Girod** (GP) als Anlageberater auf: Die rührigen Parlamentarier warnen die Pensionskassen, ihnen droht Milliardenverluste wegen der Anlagen in Konzerne, die grosse Öl-, Gas- oder Kohlereserven halten. Wenn die Welt sich auf den Klimaschutz einige – wozu sie allerdings bisher keine Anstalten macht –, platze die «Kohlenstoffblase», schon jetzt stiegen immer mehr Investoren aus. Deshalb wollen die Nationalräte den Pensionskassen, der Nationalbank und dem AHV-Fonds solche Anlagen verbieten. Was diesen Fonds damit entginge, rechnete der dänische Ökonom **Bjørn Lomborg** kürzlich vor: In den letzten zehn Jahren haben die Öl- und Gasaktien 140 Prozent zugelegt, jene von erneuerbaren Energien 70 Prozent verloren. Was von den Anlagetipps zu halten ist, sagt der Titel von Lomborgs Artikel: «Grossartig, wie man sich mit dem Geld von anderen Leuten gut fühlen kann.» (*sär*)



Geld von anderen: Grüner Girod.

Nachruf



Jahrhundert-Engel: Alice Herz-Sommer.

Alice Herz-Sommer (1903–2014) — Wenn es des Beweises bedarf, dass es Engel gibt, dann war sie dieser Beweis. Wenn es Leben gibt, die dazu da sind, um aus Schlechtem Gutes entstehen zu lassen, dann ist es das Leben von Alice Herz-Sommer: Die in Prag geborene Pianistin, befreundet und bekannt mit Schriftstellern und Künstlern wie Franz Werfel und Franz Kafka, gilt als älteste Überlebende des Holocaust. Denn sie war zwar dem Geburtsrecht nach Jüdin, doch ihre Religion war Chopin.

Mit und dank seiner Musik überstand sie das Konzentrationslager, und sie hat durch ihren Optimismus, ihr strahlendes Wesen und ihr Klavierspiel zahllosen anderen Häftlingen das Leben gerettet: Herz-Sommer spielte in den Jahren von 1943 bis zur Befreiung in Theresienstadt, in einer Welt von Hunger, Leid und Tod, über hundert Konzerte. Dabei zog sie in der Nazi-Hölle auch ihr Kind auf, einen Sohn, der später selber Pianist wurde.

Raphael war eines von nur 130 Kindern, die Theresienstadt überlebten. Alice Herz-Sommer verlor in den Greueln des Holocaust ihre gesamte Verwandtschaft – auch ihre Mutter sowie ihren Mann. Das Klavierspiel übte sie täglich und bis ins hohe Alter, in dem sie ihre Zeit nach einigen Jahren in Israel in London verbrachte. Ihre Biografie ist Gegenstand mehrerer Bücher und Filme, der aktuellste, «The Lady in Number 6», ein Dokumentar-Kurzfilm, ist für den diesjährigen Oscar nominiert. Am 23. Februar verstarb im Alter von 110 Jahren in London ein Jahrhundert-Engel.

Daniele Muscionico

Economiesuisse als Bundesamt

Von Christoph Mörgeli

Es sollte aussehen wie ein Befreiungsschlag. Der durch «Abzocker»-Debatte und Masseneinwanderungsinitiative gebeutelte Wirtschaftsdachverband Economiesuisse hat eine Frau als neuen Direktor vorgestellt: Monika Rühl (50), Geisteswissenschaftlerin, Ex-Mitarbeiterin von CVP-Bundesrat Joseph Deiss, jetzt Generalsekretärin bei FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann. Ihre Berufserfahrung beschränkt sich auf den Bundesdienst.

Monika Rühl verströmt die Aura einer Geschäftsführerin eines Bestattungsunternehmens. Damit soll sie die Ergänzung für den Economiesuisse-Präsidenten Heinz Karrer abgeben. Er spielt den medientauglichen Verkäufer, sammelt Geld für seinen Verband und Verwaltungsratsmandate für sich selber. Sie erledigt unauffällig die Tagesarbeit und bekommt in Zürich noch mehr Geld als bisher schon in Bundesbern. Denn nur mit einem hohen Honorar des CEO kann Karrer sein hohes Honorar als Präsident rechtfertigen.

Die Wirtschaft will ein engeres Verhältnis zum Staat. Die Economiesuisse sucht mit Monika Rühl den kürzesten Weg zur Classe politique. Also noch mehr Hintertreppenabsprachen. Noch mehr Mauscheleien. Noch mehr Korruption à la Seco. Glaubwürdig wäre das Gegenteil. Mehr Distanz. Mehr Kritik. Mehr Konfrontation. Denn das gegenwärtige Hauptproblem der Schweiz besteht darin, dass sich der Staat immer mehr ausdehnt. Links ist Trumpf. Und damit immer weniger unternehmerische Freiheit. Dafür immer mehr Markteingriffe.

Leider vernehmen wir aus der offiziellen Schweizer Wirtschaft die Stimmen der Apparatschiks statt jene der Unternehmer. Heinz Karrer, ehemals Manager des Staatsbetriebs Axpo, bedauerte auf allen Kanälen das Ja zur SVP-Zuwanderungsinitiative. Derweil sprach der Inoffizielle Nicolas Hayek als Haupteigentümer der globalen Swatch-Gruppe mit neun Milliarden Umsatz von einer «guten Sache».

Die neue Direktorin von Economiesuisse ist eine verwaltungsgeprägte Internationalistin aus der diffusen politischen Mitte. Sie will in der Economiesuisse künftig «auch soziale Anliegen thematisieren». Wird sich der Wirtschaftsverband wie der Bundesrat für die Erleichterung der Allgemeinverbindlichkeitserklärung der Gesamtarbeitsverträge einsetzen? Dann würde die Economiesuisse unter dem Duo Karrer/Rühl nicht nur zu einem Bundesamt. Sondern sogar zu einer Gewerkschaft.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Beste Büro Gummi-Armee der Welt

Von Peter Bodenmann — Niemand kooperiert besser mit der EU als Ueli Maurer.



Schweden-Bömbeli: Armeechef Maurer.

Der eritreische Chefpilot des Fluges ET-702 von Addis Abeba nach Rom geht auf die Toilette. Der Co-Pilot schliesst die Cockpit-Türe hinter seinem Chef ab und verriegelt diese von innen. Italienische Kampfflugzeuge steigen auf. Und begleiten die durch den eigenen Co-Piloten entführte Maschine. Danach übernehmen französische Mirages die Begleitung der Boeing, bis diese – nach mehrfachem Kreisen über Genf in dieser Dreierformation – sanft auf dem Flughafen Cointrin landet.

Während die Schweizer Luftwaffe schläft, informierte John Walton über Twitter alle Interessierten laufend über den Stand der Entführung. Und auf www.flightradar24.com konnten digitale Wundernasen die über Genf kreisende Boeing samt den Mirages in Echtzeit verfolgen.

Der Schweizer Luftraum wird von unseren Nachbarn effizient kontrolliert. Denn unsere Piloten machen sich, bestens ausgeruht, erst um 8 Uhr an die Arbeit. Zwischen 12 und 13.30 Uhr gibt es eine verdiente Mittagspause. Und um 17.30 Uhr ist Büroschluss. Dann übernehmen wieder unsere EU-Freunde den Luftraum. Und dies gratis. Und ohne dass wir dies bisher wussten.

Derweil unterwandert das schwedische Kapital – ferngesteuert durch Ueli Maurer – unsere hochgelobte direkte Demokratie. Wie genau, wissen wir dank der sozialistischen

Freunde vom französischen Nachrichtendienst. Diese haben alle Depeschen des schwedischen Botschafters abgefangen. Und einige erste entlarvende Briefe des Botschafters der Schweizer Presse zur Verfügung gestellt. Weitere Schweden-Bömbeli werden folgen.

Die CVP, als Lead-Partei des Geschäftes vorgesehen, bekommt kalte Füße. Die Christlichdemokraten wollen nicht länger als billige Laufbuben der von Maurer ferngesteuerten Schweden-Connection unterwegs sein. Offiziell ist die Partei trotzdem noch für den Gripen. Typisch CVP, sie jammert, aber sie beisst nicht.

In jedem börsenkotierten Unternehmen müsste ein CEO, der wie Ueli Maurer bei Beschaffungen alle Corporate-Governance-Regeln verletzt, sofort den Hut nehmen. Oder zumindest den goldenen Fallschirm.

Stattdessen behauptet Maurer, die Schweizer Armee koste nur 0,9 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. In Tat und Wahrheit ist es natürlich das Doppelte. In Sotschi empfiehlt er sich gleich noch als neuer Aussenminister. Gar keine schlechte Idee, wie diese Geschichte beweist, denn dank bester Kontakte zu Deutschland, Frankreich und Italien ist die beste Armee der Welt bereits Bestandteil des EU-Luftraumes. Weitermachen, hiess es jeweils im Militär.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Déjà-vu

Von Hansrudolf Kamer — Der Präsident der Ukraine wurde gestürzt durch einen Aufstand des Westens gegen den Osten. Eine Methode für Frieden und Prosperität ist das nicht.



War das nun ein Putsch, eine Revolution oder nur eine überstürzte Wachablösung unter dem Druck der Strasse? Was genau geschah nach dem Abkommen, das die drei europäischen Aussenminister

zwischen Regierung und Opposition vermittelt hatten, ist unklar. Die Ereignisse überschlugen sich, Präsident Janukowitsch floh, tauchte ab und wurde vom Parlament formell abgesetzt.

Janukowitsch war eine korrupte, unglückliche Figur. Er war aber, nach Aussagen westlicher Wahlbeobachter, durchaus in einem «sauberen» Verfahren vor bald vier Jahren gewählt worden. Auch hatte er versucht, die Interessen seines Landes zwischen russischem Druck und europäischen Verlockungen auszubalancieren. Die Revolte ausgelöst hat seine Absage an die Europäische Union, das angebotene Assoziierungs- und Freihandelsabkommen zu unterzeichnen.

Unter normalen Umständen wäre man dann zur Tagesordnung übergegangen. Es war ja nicht das Ende der Welt, keine Entscheidung über einen EU-Beitritt – auch nicht über eine Vorstufe dazu. Die Absage an die EU allein verlieh der Protestbewegung auf dem Majdan nicht jene Durchschlagskraft, die schliesslich Janukowitsch zu Fall brachte.

Es brauchte den Ingrim über eine bestechliche Staatsverwaltung im Sack der herrschenden Clique, die grobschlächtigen Pressionen Russlands und die Gefahr, dass die Ukraine endgültig als Satellit im russischen Dunstkreis verschwinden könnte. Die Ukraine gehört aber weder zum Osten noch zum Westen. Sie ist Grenz- und Übergangsländ.

Janukowitsch ist kein Putin. Er muss durch die wochenlangen Proteste in Kiew langsam zermürbt worden sein. Seines Schutzpatrons in Moskau konnte er sich nie sicher sein. Der Kreml empfahl ihm öffentlich, den Protest mit brutaler Gewalt niederzuschlagen. In Russland selber hatte Putin die hauseigene Protestbewegung auch mit Gewalt, aber einer flexibleren Strategie ins Leere laufen lassen.

Schliesslich mag Janukowitsch die Nerven verloren haben. Von Scharfschützen gezielt Demonstranten erschossen zu lassen, kann

bei arabischen Aufständen durchgehen, in der Ukraine brachte es das Fass zum Überlaufen. Viele Politiker und Sicherheitsbeamte wechselten das Lager. Seine eigene «Partei der Regionen» wandte sich gegen ihn. Das Militär liess sich nicht instrumentalisieren. Die Machtverteilung kippte zugunsten der Opposition.

Die Ikone

Nun stehen die neuen Umstürzler vor der Aufgabe, es diesmal richtig zu machen. Die Enttäuschung über den Fehlschlag der orangen Revolution vor zehn Jahren, die in Streitereien und im Korruptionssumpf unterging, sitzt noch tief. Janukowitsch war vor vier Jahren vor allem deshalb gewählt worden.

Immerhin hat die Ukraine ein funktionsfähiges Parlament, eine freie Presse und politische Parteien, die ein breites Spektrum abdecken. Die Ukraine hat Institutionen und einen politischen Wettbewerb, die eine Entwicklung ohne sowjetrussischen Mief ermöglichen. Was bisher fehlte, war geeignetes politisches Personal.

Julia Timoschenko, die nach ihrer Freilassung auf dem Majdan eine inspirierende Rede hielt, ist wegen ihrer Vergangenheit *damaged goods*. Sie ist eine Ikone, aber nicht eine geläuterte Figur, die über das eigene Lager hinaus ausstrahlt und das zerrissene

Land einigen könnte. Dabei hat sie durchaus Qualitäten.

Als Regierungschefin unter Janukowitschs Vorgänger ist sie mit Putin recht gut zurechtgekommen. Es gibt in Moskau Äusserungen von Regierungsberatern, wonach man mit Timoschenko leben könnte. Was die europäischen Regierungen über sie denken, ist ohnehin weniger wichtig. Die Ukraine wird so schnell nicht EU-Mitglied werden.

Arseni Jazenjuk, der ehemalige Aussenminister, und Witali Klitschko, der Boxweltmeister, waren zusammen mit Oleh Tjahnibok, dem Chef der antipolnischen und antisemitischen Vereinigung Swoboda, auf dem Majdan die Gesichter des Aufstands. Sie alle werden wohl bei den Präsidentenwahlen im Mai kandidieren. Und bei allen von ihnen gibt es begründete Zweifel, ob sie der Aufgabe gewachsen wären, Wirtschaft und Politik zu sanieren.

Recht schnell haben Beamtschaft und Sicherheitsapparat auf «die Seite des Volkes» gewechselt. Sie sind dadurch aber nicht plötzlich unbestechliche Makler geworden. Die Oligarchen, die Janukowitsch unterstützten, ihn dann fallenliessen, sind immer noch da. Die ukrainische Politik ist nicht über Nacht keimfrei und rechtsstaatlich geworden. Es wird Kompromisse brauchen.

Geografie ist Schicksal. Und das Problem ist weiterhin, dass die Westukraine bei nationalen Wahlen gegenüber dem Osten und Süden zahlenmässig unterlegen ist. Sollten diese zum Schluss kommen, dass der Westen jeweils mit organisiertem Grossprotest gewinnen will, was er an der Wahlurne nicht schafft, dann bringt der Machtwechsel in Kiew nur eine neue Runde im alten Kreislauf. Der Majdan ist nicht das Rezept für die Zukunft.



Bisher fehlte geeignetes politisches Personal: Demonstration auf dem Majdan in Kiew.

Platz an der Sonne

Von Henryk M. Broder — Israel ist de facto das 17. Bundesland geworden.



Im Herbst 1989

Ischrieb ich für die *Süddeutsche* eine Polit-Fiction: «Das 12. Bundesland». Auf die Idee dazu brachte mich eine Aussage des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt

und späteren Reichskanzlers, Bernhard von Bülow. Dieser hatte am 6. Dezember 1897 im Reichstag den Grundsatz der deutschen Kolonialpolitik so formuliert: «Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.»

Die Bundesrepublik könnte, fantasierte ich, Bülow's Gedanken aufgreifen, Israel als das 12. Bundesland annectieren und damit ihrer «besonderen historischen Verantwortung» gerecht werden. Das kleine Land von der Grösse Hessens, geprägt von europäischer Kultur und mediterraner Lebensfreude, würde hervorragend in das geografisch-politische Portfolio der Bundesrepublik passen, die damit nicht nur einen «Platz an der Sonne» bekommen, sondern auch aktiv Geschichte gestalten könnte. Auch für Israel wäre die Sache von Vorteil. Welches arabische Land würde sich angesichts der «traditionellen deutsch-arabischen Freundschaft» trauen, ein Land der Bundesrepublik anzugreifen?

Bald darauf implodierte die DDR, und die alte Bonner Republik wurde um fünf neue Länder erweitert. Israel war aussen vor. Nun aber ist es wieder im Rennen. Anfang dieser Woche reiste fast die gesamte deutsche Bundesregierung zu einer gemeinsamen Kabinettsitzung mit der Regierung Netanjahu nach Israel.

Eine solche Form der Zusammenarbeit gibt es ausser mit Israel nur noch mit Frankreich. Wobei die mit Israel weitergeht. Die Bundesrepublik übernimmt künftig die konsularische Vertretung von Israelis in allen Ländern, in denen der jüdische Staat keine Botschaften unterhält. Also in Afghanistan, Pakistan, Saudi-Arabien, im Irak und im Iran, in Libyen und Syrien – nur um einige der Länder zu nennen, wo Israelis mit Problemen rechnen müssen.

Damit ist Israel de facto das 17. Bundesland geworden.

Jetzt muss nur noch der Status des von Israel besetzten Westjordanlandes geklärt werden. «Ejn baja», kein Problem, sagen die Israelis. Wo siebzehn Gäste Platz haben, kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an.

Sphären ohne Markt

Von Silvio Borner — Von der Altenpflege in der Familie bis zur gemeinnützigen Freiwilligenarbeit: Manche Ökonomen wollen jeder Freizeitaktivität ein Preisschild ankleben. Das ist absurd.

Warum reist eine portugiesische Putzfrau nach Lissabon mit dem Bus, während ein Manager einen teuren Linienflug wählt? Der Laie würde auf Arm und Reich tippen. Natürlich kostet der Bus weniger als der Linienflug. Aber der Manager kann sich den Bus nicht «leisten», weil er damit zu viel (für ihn) wertvolle Zeit verlieren würde. Der Ökonom spricht von «Opportunitätskosten», wenn er den Wert einer ökonomischen Entscheidung mit dem Wert der besten entgangenen Alternative vergleicht: Die Opportunitätskosten, die in dem genannten Fall aus der verlorenen Zeit bestehen, sind für die Putzfrau weit geringer als für den Topmanager.

Nicht nur private Konsum- und Investitionsausgaben haben Opportunitätskosten, sondern auch öffentliche. Genau wie jeder Private einen Franken nur einmal ausgeben kann, kann auch der Staat jeden Steuerfranken nur einmal ausgeben. Wenn zum Beispiel der Kanton Basel-Stadt 68 Millionen Franken für die Tramerschliessung eines kleinen Quartiers ausgeben will, muss sich der Steuerzahler fragen, was man mit diesen 68 Millionen Gescheiteres finanzieren könnte. Die Opportunitätskosten dieses Trams sind absurd hoch.

Um die Opportunitätskosten bestimmen zu können, muss man eine Marktbewertung vornehmen: Wie hätte man die im Bus verplemperte Zeit produktiv am Markt verwerten können? Oder wie viele Schulzimmer hätte man bauen, wie viele Lehrer hätte man mit den 68 Millionen einstellen können?

Das Denken in Opportunitätskosten bringt verschiedene Probleme mit sich. Eine bekannte und im Prinzip berechtigte Kritik ist, dass man im Markt die «Preise» kenne, aber nicht die «Werte». Für den Markt selber gilt diese Kritik nicht, weil in einem Markt der Preis der einzige objektive Wertmassstab ist.

Die wahre Krux liegt anderswo: im Geltendmachen von Opportunitätskosten in Franken und Rappen bei Dingen, die nicht dem Markt unterworfen sind. Dazu gehört der Austausch in Familien, Vereinen, aber auch in der Politik. Und das ist gut so. Der Markt hat ethische, soziale und politische Grenzen. So ist etwa der Handel mit menschlichen Organen ebenso verboten wie der mit Stimm- und Wahlrechten. Menschliche Nieren und Stimm- und Wahlrechte haben deshalb keinen Preis. Ge-

rade radikale Kritiker der Marktwirtschaft machen aber gerade hier einen intellektuellen Salto mortale und wollen Leistungen zu Marktpreisen bewerten, die aus gutem Grund eben nicht in Märkten gehandelt werden.

Ein paar Beispiele: Als pensionierter Professor arbeite ich noch gewisse Stunden freiberuflich. Wenn ich nun (rein hypothetisch) am Mittag eines Arbeitstages zu viele Stangen Bier trinke, kostet das nicht nur eine Stange Geld, sondern auch Opportunitätskosten für die verlorene Arbeitszeit am Nachmittag.

Liebe zum Prostituiertentarif

Die Opportunitätskosten innerhalb der Freizeit entsprechen jedoch immer nur dem subjektiven Nutzenverlust der nicht gewählten Alternative. Wenn ich die Enkel hüte, kann ich nicht ins Fitnesstraining. Oder wenn ich ein Buch lese, kann ich nicht durch den Wald streifen. So gesehen, muss ich immer noch entscheiden, was für mich persönlich den grössten Wert hat. Hingegen käme ich niemals auf die Idee, meine Kinderbetreuung mit dem Stundenansatz eines Konsulenten zu bewerten. Der Wert für die Familie ist unabhängig von den Opportunitätskosten des Grossvaters.



Es ist deshalb ein Unding, alle Freiwilligenarbeit zu Marktlöhnen bewerten zu wollen. In vielen Beziehungen wollen wir gerade keine Marktorientierung, etwa bei Liebe oder Sex. Wo kämen wir hin, wenn alle Frauen und Männer, die sich freiwillig der körperlichen Liebe hingeben, mit dem Prostituiertentarif die Opportunitätskosten vor- oder hochrechnen würden? Auf diese Idee ist zum Glück noch niemand gekommen, aber bei Angehörigen, die ihre Alten pflegen, sind wir schon bald so weit, dass die von der Spitex angestellt werden müssen.

Alle Freiwilligen- und Freizeithelfer haben die Verwendung ihrer Freizeit so und nicht anders gewählt, dass ihnen das Mitmachen bei einem idealistischen Projekt mehr Spass macht, als fernzusehen oder Kreuzworträtsel zu lösen. Diese Leistungen zu Marktlöhnen aufzurechnen, ist daher ebenso ein Unsinn, der vor allem von Nichtökonomern, aber immer wieder und immer häufiger produziert wird: mit der Folge, dass genau durch diese falsche Ökonomisierung intrinsische Werte und freiwillige Solidaritäten zerstört werden.

Nackt in der Sauna

Von Kurt W. Zimmermann — Der Kauf von Whatsapp durch Facebook lehrt uns: Nichts ist gratis, auch das Kostenlose nicht.

Für unsere dummen Leser müssen wir zuerst den Unterschied zwischen SMS und Whatsapp erklären. Unsere klugen Leser können die zwei nächsten Abschnitte überspringen.

Mitteilungen aufs Handy kann man via SMS verschicken. Sie gehen über das Telefonnetz. Telefonie ist nicht gratis. Wenn man einem Bekannten im Ausland eine Botschaft als SMS schickt, dann kostet das 40 Rappen. Wenn man noch ein Video anhängt, dann kostet es Fr. 1.80.

Mitteilungen aufs Handy kann man via Whatsapp verschicken. Sie gehen über das Internet. Internet ist gratis. Wenn man einem Bekannten im Ausland eine Botschaft über Whatsapp schickt, dann kostet das nichts. Wenn man noch ein Video anhängt, dann kostet es ebenfalls nichts.

Für verrückte 19 Milliarden Dollar hat Facebook-Chef Mark Zuckerberg den Mitteilungsdienst Whatsapp gekauft. Umsatz macht Whatsapp praktisch keinen. Alles ist gratis, demnächst auch noch Gratis-Anrufe über das Netz.

Kaum war der Kauf bekannt, schlug in den Medien die übliche Stunde der Bedenken-träger. Die Bedenken-träger waren die Datenschützer. Ihnen grauste davor, dass Facebook die Daten seiner 1,2 Milliarden Nutzer mit jenen der 450 Millionen Whatsapp-Nutzer verschmelzen würde.

Bruno Baeriswyl etwa, der Datenschützer des Kantons Zürich, sah den Zweck der Übernahme darin, «uns ständig zu manipulieren und uns angepasste Werbung zu verkaufen». Das Büro des eidgenössischen Datenschützers Hanspeter Thür warnte davor, dass dadurch «Persönlichkeitsprofile entstehen».

Was für eine Erkenntnis. Da zahlt also einer 19 Milliarden für eine Firma. Und dann fällt ihm nichts Besseres ein, als zu versuchen, die 19 Milliarden zurückzuerwerben.

Nun, wie verdient man Geld mit Nutzerdaten? Man verdient es ausschliesslich damit, dass man der Werbewirtschaft potenzielle Kunden zuhält. Wer sich in Netzwerken dauernd für Sportwagen oder Spumante interessiert, der bekommt irgendwann eine Werbung für Sportwagen oder Spumante. Insofern unterscheiden sich die bösen neuen Facebook & Co. in keiner Weise von den guten alten Adresshändlern, die seit je ausgewählte Kundenlisten verramschen.

Warum also die Aufregung? Die Aufregung hat mit wachsendem Kontrollverlust zu tun. Früher brachte man Kleber am Briefkasten an, auf denen «Bitte keine Werbung» stand. Das



Verrückte 19 Milliarden: Facebook-CEO Zuckerberg.

wurde manchmal respektiert, manchmal nicht. Im Internet ist es bloss noch etwas schwieriger geworden, Verbotskleber durchzusetzen.

Die Lehre ist, dass es nichts gratis gibt. Wer für seine Kommunikation zahlt, wie bei SMS, der zahlt mit Geld. Dafür ist seine Adresse einigermassen geschützt. Wer für seine Kommunikation nicht zahlen will, wie bei Facebook und Whatsapp, der zahlt nicht mit Geld. Er zahlt mit seiner Adresse, die weiterverbreitet wird. Gratis ist nicht kostenlos.

Das Grundprinzip der Werbung jedoch hat sich auch in der elektronischen Welt nicht geändert. Sie ist nur ein Angebot. Wer sich für Sportwagen und Spumante interessiert, der ist auch heute nicht gezwungen, die angebotenen Sportwagen und Spumante tatsächlich zu kaufen. «Delete» heisst die Taste. Werbung ist keine Persönlichkeitsverletzung.

Die Bedenken rund um den Datenschutz von Facebook und Whatsapp sind darum etwas pharisäerhaft. Die beste Analogie dazu spielt in der Sauna.

Viele Schweizer sitzen gern in der Sauna. Sie sitzen dort nackt zusammen mit wildfremden Leuten. Sie zeigen diesen Unbekannten ungeniert ihre primären und sekundären Geschlechtsteile.

Dann fahren sie nach Hause und regen sich furchtbar darüber auf, wenn ein Unbekannter ihre Handynummer hat.

Nicht genügend

Von Beatrice Schlag — Schweizer Hausmänner immer seltener.

Im letzten Jahr sackte die kümmerliche Zahl der Vollzeitväter, die ihren Beruf zugunsten von Haushalt und Kinderbetreuung aufgaben, gegenüber dem Vorjahr auf fast die Hälfte ab. Nach Angaben des Bundesamtes für Statistik gibt es in der Schweiz gegenwärtig knapp 9000 Männer, die der Familie den Vorrang geben vor einem Arbeitsleben draussen. Hausmänner machen heute schlappe 0,2 Prozent der männlichen Bevölkerung aus. Das ist in einem Alpenland nicht mehr als ein Maulwurfshügel. Ehrliche Frauen sind darüber erleichtert. Die meisten von ihnen wollen nicht mehr nur Hausfrauen und Mütter sein, weil es nicht genügt. Es reicht dem Kopf nicht – und dem Bedürfnis nach Anerkennung der Umwelt für das, was man leistet, auch nicht. Warum sollen wir uns für unsere Männer etwas wünschen, was wir schlecht aushalten?



Die Rede ist nicht von den ersten Jahren nach der Geburt der Kinder. Die Rede ist nicht von dem Respekt für Männer, die ihren Beruf eine Weile zurückstellen, weil ihre Frauen besser bezahlt sind oder sich mehr nach ihrem Job zurücksehnen. Sobald die Kinder in den Kindergarten gehen, ist etwas vorbei. Danach genügt der Lebensentwurf Hausfrau oder Hausmann nicht mehr. Es sei denn, man ist reich genug geboren oder verheiratet, nicht wirklich etwas tun zu müssen. Alle ändern, die vor der Geburt der Kinder einen Job und Freude an Beruf, Leistung und Einkommen hatten, haben daheim einen Mangel, den Kinder nur bedingt wettmachen können. Irgendwann sehnt man sich danach, sich mit Erwachsenen zu messen.

Die amerikanische Autorin Caitlin Flanagan schrieb vor sieben Jahren: «Wenn eine Mutter arbeitet, geht etwas verloren.» Sie wurde niedergemacht dafür, weil der Satz bei jeder berufstätigen Mutter Schuldgefühle weckt. Sie hatte recht, aber es war die Welt unserer Eltern. Heute wollen und können das Eltern nicht mehr bieten. Fast immer müssen beide arbeiten, damit der Lohn reicht. Und sie wollen das auch. Keine Studie sagt, dass Kinder berufstätiger Eltern benachteiligt sind, wenn sie sich geliebt fühlen. Hausmänner sind nicht die Lösung. Feilschen um Teilzeitjobs ist elend unattraktiv, für Frauen und mehr noch für Männer. Aber ein besseres Angebot gibt es nicht.

«Ihre selbstgerechten Anschuldigungen gegen die EU sind für mich unerträglich.» *Sandro Berni*



«Rückfall in die Planwirtschaft».

Lügen der Schlaumeier

Nr. 8 – «Wir sind Europa»; Berichterstattung zum Abstimmungsergebnis der Masseneinwanderungsinitiative

Ihre selbstgerechten Anschuldigungen gegen die EU sind für mich unerträglich. Die EU und natürlich auch die Schweiz sind «Wertegemeinschaften» und Demokratien. Am 25. Mai 2014 werde ich als Doppelbürger (Schweizer und Deutscher) hier in Deutschland mit Stolz die 96 Abgeordneten für das Europäische Parlament wählen, ich kann unter verschiedenen Parteien auswählen – unter anderem auch die «Alternative für Deutschland».

Der Binnenmarkt feierte 2012 sein 20-jähriges Bestehen. Der freie Verkehr von Personen, Waren, Dienstleistungen und Kapital ist eine grosse Errungenschaft im Europäischen Wirtschaftsraum. Nun will also die wirtschaftsfreundliche und staatskritische SVP die sonst gescholtenen Beamten über die Zuwanderung entscheiden lassen, ein Rückfall in die Planwirtschaft. Was mich empört, ist, dass die Befürworter der Initiative «Gegen Masseneinwanderung» einmal mehr hereingefallen sind auf die Lügen der Schlaumeier, die immer und immer wieder behaupten, dass jedes Problem in der Schweiz direkte Folge übermässiger Immigration sei. *Sandro Berni, München (D)*

Bis zum 9. Februar war die Schweiz ein Sonderfall. Sie war nämlich weltweit das einzige reichste Land eines Kontinentes, welches sich

für gross genug hielt, um den Nachbarstaaten eine unbegrenzte Zuwanderung gewähren zu können. Die USA (das zweitreichste Kanada übrigens auch), Südafrika, Japan, Australien sowie Argentinien und Chile waren dafür zu klein – oder glaubten das wenigstens. Seit dem 9. Februar ist auch die Schweiz für eine unbegrenzte Zuwanderung zu klein. Diesbezüglich ist sie somit kein Sonderfall mehr. *Thomas Schibli, Bern*

Christoph Mörgelis Auftritt bei Anne Will war pure Realsatire. Ich glaube ja mittlerweile, Mörgeli gibt's gar nicht. In Tat und Wahrheit ist das der verkleidete Viktor Giacobbo, der der SVP den Spiegel vorhält. *Patrik Thommen, Hamburg (D)*

Grossartig, was die *Weltwoche* innerhalb kurzer Zeit an Meinungen und Beiträgen produziert hat. Chapeau! Wie immer klar und deutlich. Man kann sich fragen, was Redaktionen von Sonntagszeitungen die Woche über machen. Ist dort ein Mangel an guten Schnell-schreibern vorhanden oder die Mittagszeit zu lang? Es ging immerhin um ein grosses Thema, das die ganze Schweiz bewegt. Das Highlight der letzten *Weltwoche*-Ausgabe, nebst vielen höchst interessanten Beiträgen, war für mich das Interview mit alt Botschafter Carlo Jagmetti. Dieses sollte künftig, gerahmt, bei gewissen Bundesräten in den Büros hängen. *Roland Huber, Zug*

Was für ein Mumpitz! Erste Frage: Wer sind «wir»? Zweite Frage: Wer will das überhaupt,

«Europa» sein? Ist das nicht viel zu dick aufgetragen, das heisst eine dieser vollmundigen Kraftmeiereien, wie sie heute gang und gäbe, jedoch wenig zielführend sind? Wenn Ihnen schon an gut schweizerisch Bewährtem gelegen ist, wie Sie uns unermüdlich glauben machen wollen, dann hören Sie doch mal auf unseren Landesheiligen Niklaus von Flüe. Er hat den Eidgenossen ins Gewissen geredet: «Macht den Zaun nicht zu weit!», wird ihm als Mahnspruch in den Mund gelegt – Ihnen würde er wohl zurufen: «Nehmt das Maul nicht zu voll!» *Rolf Moos, Luzern*

Wo ist das Problem? EU-Befürworter sollen in die EU auswandern und uns dem «Untergang» überlassen. Sie haben EU – und wir mehr Platz! *Cornelia Müller, Schötz*

Jetzt kommt es auf den Tisch, was die Schweiz der EU bietet. Endlich merken auch die Verantwortlichen beider Seiten, dass wir der viertgrösste Kunde der EU sind! Dies nach den Grossmächten USA, China und Russland. Und wir beziehen von der EU mehr als umgekehrt. Seit wann muss ein wichtiger Kunde Angst vor seinem Lieferanten haben? Und dieser Lieferant ist auf Umsatz mit einem zahlungskräftigen Kunden wie der Schweiz bedacht. Schliesslich hat er eine hohe Arbeitslosigkeit und schwer zu erreichende Wachstumsziele.

Ernst Wüthrich, Rigi Kaltbad

Was mich am meisten nervt, ist die Aussage, dass ländliche Gebiete mit Ja gestimmt hätten, ohne direkt davon betroffen zu sein. Klar, haben wir 88 Prozent Ja-Stimmen und nur wenig Ausländer. Bei uns geht zirka ein Drittel auswärts arbeiten, daher sehen wir sehr gut, was in den Städten vor sich geht. Ich weiss aber von diversen Arbeitern bei uns, die ihre Stelle verloren haben und durch deutsche Temporäre ersetzt wurden. Im ländlichen Gebiet macht das sofort die Runde, weil man hier noch seine Nachbarn kennt. Ich bin überzeugt, dass die wenigsten Städter noch wissen, wer ihre Nachbarn sind. Deshalb sind die ländlichen Gebiete mit ihrer Verbundenheit mit der Nachbarschaft mehr betroffen als die zurückgezogenen Städter.

Rolf Fuchs, Unteriberg

Zu Ihrer jüngsten Ausgabe kann ich nur gratulieren. Es ist ein Spitzenprodukt, das ich ohne Unterbruch durchgelesen habe. Die schonungslosen Analysen über die antidemokratische EU-Feudalherrschaft sind Meisterwerke, die in der Schweizer Presse sonst leider nicht zu finden sind. Erwähnen möchte ich den Essay von Zoë Jenny, welchen man allen jungen Stimmberechtigten als Lektüre unterbreiten sollte. Denn klar ist, dass die überforderten und in sich selbst verliebten EU-Funktionäre (Vorsicht: Die Kommissare gehen um) vor

nackter Angst vor ihren Völkern – sprich: Untertanen – zittern. Deshalb treten sie das grundsätzlichste aller Menschenrechte, die Mitbestimmung, mit Füßen. Gut ist daher, dass sich das Fehlkonstrukt «EU» allmählich zu zersetzen beginnt. Das eiserne Festhalten der EU-Funktionäre an ihren Mandaten, die vorsätzliche Stummschaltung der Untertanen und die geradezu peinlichen Drohgebärden gegen die Schweizer Bevölkerung (SPD-EU-Funktionär Schulz sprach u. a. von «niederem Instinkten») sind der beste Beweis dafür. Der Bundesrat ist daher gut beraten, seine wertvolle Arbeitszeit nicht mit «Verhandlungen» mit solchen Funktionären zu verschwenden. *Peter Soland, Adligenswil*

Ihre geschliffene Rhetorik zum Ausgang der Masseneinwanderungsinitiative, für die ich anfangs grosse Sympathie hegte, verliert durch Ihr Editorial («Romandie») an Kraft. Bitte fügen Sie den Mythen Rütlichswur und Grenzbesetzung nicht einen weiteren von der Schweiz als Bastion der Volkssouveränität hinzu. Und worin besteht das weibliche Element der Romandie in der Beziehung der Landesteile? In Tat und Wahrheit möchte man zwar in einem Land international agierender Banken und Konzerne Geld verdienen – den Reichtum und die wohlsturierte Sicherheit aber nicht mit anderen Menschen teilen. Das ist verständlich – eine demokratische Tugend wird es dadurch aber noch lange nicht.

Simon Hölz, Walsrode (D)

Ohne Selbstzweifel

Nr. 8 – «Das Toyota-Prinzip»; Peter Bodenmann über den Strommarkt

«Nur wer von Strommärkten nichts versteht, sieht die Schweiz in einer Pole-Position», sagt

der Hotelier aus Brig. Nach zehn Jahren Tätigkeit in dieser Branche als Elektroingenieur weiss ich immerhin, dass Strommärkte sehr komplizierte, ja komplexe Systeme sind. Deshalb ziehe ich den Hut vor diesem Mann aus Brig: Er leidet nicht im Geringsten an Selbstzweifeln. *Werner Zumbrunn, Muttenz*

Lieber nichts tun

Nr. 8 – «Köppel, nein danke!»; Tiana Angelina Moser über Schweizer Auftritte im deutschen Fernsehen

Es ist nicht zu fassen: Eine Dame, der die Ansichten Köppels nicht gefallen, will allen Ernstes den Deutschen vorschreiben, wen sie gefälligst aus der Schweiz in ihre Polit-Sendungen einladen dürfen. Und wen nicht. Der Aussenpolitischen Kommission, die sich sogar mit diesem Ansinnen befassen soll, werden in diesem Fall die Sitzungsgelder gestrichen. Lieber nichts tun, als sich mit solchem Unsinn zu befassen. Oder zumindest einen Vorstoss gegen solchen Unsinn unternehmen.

Fritz Peter, per E-Mail

Wohlfahrt für möglichst viele

Nr. 6 – «Cameron in der Zwickmühle»; Hansrudolf Kamer über die EU

Jedes europäische Land muss in Zukunft seinen militärischen Beitrag in einem engeren Verbund beisteuern. Auch die Schweiz. Kein Wunder, dass uns die Amerikaner finanziell traktieren. Geld alleine reicht nicht. Der heilige Bruder Niklaus von der Flüe war sicher ein Visionär und lag richtig zu seiner und einer begrenzten nachfolgenden Zeit. Aber heute benötigen wir dringend andere Ansichten zur Entfaltung. Wir brauchen keine historischen und neuzeitlichen Populisten, sondern Umsetzer, die nachhaltig Wirkung mit Substanz in Wohlfahrt für möglichst viele Bürger unserer heutigen Welt erzielen.

Christian Stephen McKeown, Rümlang

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich als Fahrer eines Leichenwagens einer hübschen Dame hinterherpfeifen?

Ulrich Schneider, Oberndorf am Neckar (D)

Mon Dieu, kurze Frage – und gleich die grossen drei des Daseins: das Lieben. Das Sterben. Und, in der Schweiz besonders wichtig: das Geldverdienen. Mein lieber Scholli, Sie gehen aber ganz schön ran. Also dann: Sie scheinen viel Liebe in sich zu tragen, viel Liebe ist gut, Liebe ist Leben, ohne Leben kein Sterben. Ihnen kommt allerdings dazwischen, was den meisten von uns im Leben in der Liebe vor dem Sterben dazwischenkommt, genau, das Geldverdienen. Viel Liebe in sich tragen ist gut, viel Liebe in die Welt hinaustragen kann sich jedoch als schwierig erweisen, wenn Sie Ihren Lebensunterhalt mit dem Herumfahren von Toten bestreiten. In anderen Ländern mag man da gelöster sein, in Italien oder Frankreich könnten Sie zum Beispiel durchaus ein Amt bekleiden, das nach Würde verlangt, und dabei nach hübschen Damen verlangen. In der Schweiz gilt: Beim Geldverdienen wird nicht rumgeliebt. Andererseits: Ihre Fahrgäste werden Sie schon nicht verpfeifen.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


**CRESTA
PALACE**
Frühlingsbote
 SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthalts-tag
Wintersaison bis 6. April 2014

★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren

das Bergjuwel

Sabotage von oben

Die Mitte-links-Mehrheit in Bundesbern arbeitet daran, die von Volk und Ständen angenommene Initiative gegen die Masseneinwanderung auflaufen zu lassen. Bestrebungen sind im Gang, den Volksentscheid in sein Gegenteil zu kehren. *Von Roger Köppel*

Am 9. Februar haben Volk und Stände die Masseneinwanderungsinitiative angenommen. Es war kein «hauchdünnes Zufallsmehr», wie die Abstimmungsverlierer hinterher suggerierten. Gemessen am geschlossenen Widerstand von oben, kam das Volksbegehren erstaunlich solide durch. Die Mehrheit will keine unbeschränkte Personenfreizügigkeit. Sie setzt auf Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. Die Frage ist, ob diese Botschaft hinter den dicken Mauern des Bundeshauses wirklich angekommen ist und gehört wird, gehört werden will.

Fast unmenschlich

Auf den ersten Blick hat der Bundesrat alles richtig gemacht. Anders als vor über zwanzig Jahren beim EWR, als die Regierung fast in Tränen ausbrach, ja vor ehrlichem Zorn bebte, blieb man jetzt nach der Schlappe zumindest äusserlich einigermaßen gefasst. Die Coolness erstaunte. Justizministerin Simonetta Sommaruga erklärte vor den Medien, dass der Bundesrat den Volksentscheid rasch umsetzen wolle. Aussenminister Didier Burkhalter pflichtete der Kollegin bei. Es wirkte fast unmenschlich, wie die beiden Magistraten die Ohrfeige des Sonntags wegsteckten.

Bereits drei Tage später folgten scheinbar die ersten Nägel mit Köpfen: Bis Mitte Jahr will man ein Gesetz über die geforderten Zuwanderungskontingente vorlegen. Dann folgt die Vernehmlassung. Ende Jahr soll das neue Gesetz stehen. Wenn alles entschieden ist, fahren die Staatssekretäre in die EU, um mit den Mitgliedstaaten zu verhandeln. Die Zeitungen jubelten. Was für eine Professionalität! Auch Skeptiker waren überrascht. Der Bundesrat legte gespensische Nehmerqualitäten an den Tag. Das Publikum wurde Zeuge einer wundersamen politischen Schubumkehr. Während Monaten hatte die Regierung die Initiative aus vollen Rohren bekämpft. Jetzt machte sie sich ebenso leidenschaftlich daran, die verhasste Vorlage ins Werk zu setzen. Die Beweglichkeit beeindruckte. Oder stimmte vielleicht irgendetwas nicht?

Die Optimisten unter den Abstimmungsgewinnern haben sich zu früh gefreut. Nur zwei Wochen nach der Abstimmung zeichnet sich ab, dass der Bundesrat nur so tut, als wolle er die Initiative gegen Personenfreizügigkeit und Masseneinwanderung buchstabengetreu umsetzen. Tatsächlich wird gemauert und gebremst, abgeblockt und vorgespurt. Ziel ist es, eine untaugliche Vorlage in der Vernehmlassung stranden zu lassen. Mehr noch: Bundes-

präsident und Aussenminister Didier Burkhalter stellt sich taub gegen die europapolitischen Signale des Sonntags. Eisern zieht er seinen Plan, die Schweiz europäischen Gerichten und Gesetzen zu unterstellen, durch.

Falsche Arbeitsteilung

Der Bundesrat hat keine Absicht, die Masseneinwanderungsinitiative erfolgreich auf den Weg zu bringen. Im Gegenteil. Das belegt allein schon die Art und Weise, wie das Vorhaben jetzt aufgegleist wird. Grundsätzlich müsste eine derart umstrittene Vorlage in einer möglichst breiten Debatte mit allen Betroffenen in einer Arbeitsgruppe behandelt werden. Justizministerin Sommaruga freilich schaltet auf stur. Sie will das Gesetz ausschliesslich von Bürokraten und Beamten gestaltet sehen.

Am Tisch sitzt das Justizdepartement mit dem funktionsuntauglichen Bundesamt für Migration. Immerhin ist Johann Schneider-Ammanns Wirtschafts- und Wissenschaftsdepartement dabei. Unverständlicherweise wird auch das Aussendepartement mit den welschfreisinnigen Euro-Turbos um Didier Burkhalter beigezogen. Unverständlicherweise deshalb, weil es sich um ein schweizerisches Gesetz handelt, das für die Schweiz massgeschneidert sein muss. Es lässt nichts Gutes hoffen, wenn die Gesetzgebung dieses Landes neuerdings schon im Ansatz mit ängstlichen Seitenblicken in Richtung Brüssel konzipiert wird.

Die Beamten geben den Takt vor. Draussen vor der Tür bleibt die Wirklichkeit. Economie-suisse und die Wirtschaftsverbände fehlen. Sommaruga verweist auf die nachfolgende Vernehmlassung. Zu Unrecht. Nichts spricht dagegen, jetzt schon eine möglichst breite

Beamte geben den Takt vor. Vor der Tür bleibt die Wirklichkeit. Die Wirtschaftsverbände fehlen.

Basis für später zu schaffen. Man verliert nur Zeit mit späteren Streitereien. Ausgegrenzt sehen sich auch die Initianten der SVP. Die Justizministerin ist nachhaltig traumatisiert von ihren Erfahrungen, als sie die SVP bei der Umsetzung der Ausschaffungsinitiative in eine Arbeitsgruppe nahm. Der Versuch, die Volkspartei zähmend einzubinden, misslang furios. Die SVPLer sahen sich vielmehr in ihrem Eindruck bestätigt, dass die von Bundesbern nicht sonderlich heiss geliebte Ausschaffungsinitia-

tive gezielt von oben sabotiert wurde. Die Einblicke in die Mühlen der Bürokratie lieferten ihnen Munition und Schwung für ihre «Durchsetzungsinitiative».

Die Justizministerin war nicht amüsiert. Auf keinen Fall will Sommaruga zum zweiten Mal in diesen Hammer laufen. Ihre Weigerung, die SVP mit ins Boot zu nehmen, muss eindeutig als Indiz dafür gewertet werden, dass Bern die Umsetzung der Initiative hintertreibt. Man fürchtet die Transparenz. Man will nicht, dass Aussenseiter in die Geheimkarten der Verwaltung blicken. Auch das gibt's nur in der Schweiz: Die wählerstärkste Partei und Siegerin der Abstimmung bleibt aussen vor.

Es ist Wahnsinn, nach diesem Abstimmungsergebnis den Gesetzesentwurf im stillen Kämmerlein von Beamten zusammenbasteln zu lassen. Diese Übung ist zum Tod verurteilt. Oder ist genau dies das heimliche Ziel? Man will gar nicht, dass das Gesetz durchkommt. Dann kann man hinterher sagen, es sei undurchführbar. Auf jeden Fall offenbaren die ersten Manöver des Bundesrats, dass man die freundlichen Ankündigungen nicht für bare Münze nehmen kann. Misstrauen bleibt höchste Bürgerpflicht.

Burkhalters Verschmelzungen

Keine Frage: Der Entscheid vom 9. Februar hatte eine eindeutige europapolitische Botschaft: Die Schweiz soll unabhängig bleiben. Sie will die Zuwanderung wieder selber steuern. Man will keine wie Scheunentore offenen Grenzen zur EU mit ihren 500 Millionen Einwohnern auf tieferem Wohlstandsniveau. Wenn etwas deutlich geworden sein sollte, dann dies: Die Mehrheit der Kantone und die Mehrheit der Stimmberechtigten weisen die Personenfreizügigkeit zurück. Damit erteilen sie auch allen Bestrebungen eine Absage, die Schweiz enger an die grosse Black Box Europa zu fesseln. Man holt sich Souveränität zurück, schwimmt sich frei, geht auf freundliche, aber bestimmte Distanz. Man hat es probiert, aber es hat nicht funktioniert. Es ist eine Rückkehr zur Selbstbestimmung im sensiblen Bereich der Migration. Den Leuten war es bewusst, dass sie mit einem Ja einen für die EU wichtigen Vertrag in Frage stellen.

Dieser Wink mit dem Matterhorn allerdings ist spurlos an Didier Burkhalters Aussendepartement vorbeigegangen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass er sein Projekt, die Schweiz dem Europäischen Gerichtshof EuGH



Ängstliche Seitenblicke in Richtung Brüssel: Bundesräte Burkhalter und Sommaruga.

zu unterstellen und in einem neuen «Rahmenvertrag» institutionell an die EU anzudocken, mit unverminderter, fast skurriler Betriebsamkeit vorantreibt. «Rahmenvertrag» würde bedeuten, dass die Schweiz in allen Bereichen, welche die Beziehungen mit der EU betreffen, künftig automatisch die Gesetze Brüssels übernehmen müsste. Käme die EU etwa zum Schluss, dass auf dem europäischen Binnenmarkt aufgrund der europäischen Sozialcharta Mindestlöhne und Kündigungsschutzregeln gelten sollten wie in Frankreich oder Deutschland, dann müsste dies die Schweiz übernehmen. Weigerte sie sich, wäre sie dem Richterpruch des EuGH unterstellt.

Das sind keine weltfremden Szenarien, sondern Realitäten. Deutschland selber musste sich vom EuGH diktieren lassen, bestimmte Arbeitsmarktreformen wieder abzuschaffen, weil sie angeblich der «Diskriminierungsrichtlinie» der EU widersprechen. Die Schweizer Wirt-

schaft, die nach dem Abstimmungssonntag so wehleidig um den Zugang zum europäischen Binnenmarkt bangte, ist sich augenscheinlich nicht bewusst, was für ein Monster an Unfreiheit, Bürokratie und antimarktwirtschaftlicher Energie sich hinter diesem harmlos klingenden Wort verbirgt. Die Schweiz will offene Märkte, aber sie will sich nicht in einem «Binnenmarkt» festschrauben lassen, der sich zum Gegenteil einer freiheitlichen Marktwirtschaft entwickelt.

Burkhalter bezeichnet sich als Verfechter des «bilateralen Wegs». Er redet von Märkten, Freiheit und Wirtschaft, ohne zu merken, dass seine Politik darauf abzielt, die von ihm gepriesenen Werte zu zerstören. Burkhalters Plan läuft darauf hinaus, die Schweiz institutionell an die EU anzudocken. Sie müsste in allen Bereichen, die unsere Beziehungen mit der EU betreffen, automatisch europäisches Recht übernehmen. Die eigenen Gerichte wären ausser Kraft gesetzt. Auch das von der Schweiz über Jahrhun-

derte mit Erfolg praktizierte, ja geradezu verkörperte Prinzip der Schiedsgerichte gleichberechtigter Partner mit einem unabhängigen Vermittler gäbe es nicht mehr. Burkhalter will nach den Wünschen Brüssels fremde Richter für die Schweiz.

Es klingt so unglaublich, dass man es fast für eine teuflische Pointe des so harmlos wirkenden Neuenburgers hält. Wir wären Mitglied einer Rechtsgemeinschaft, in der wir alles schlucken müssen, aber nichts zu sagen haben. Diese unwürdige Vorhölle der EU wäre mit Sicherheit nur ein Übergangsstadium für die Schweiz. Kein anständiger Mensch kann seinem Land eine solche Existenz wünschen. Die Folge wäre der baldige Ruf nach einer Vollmitgliedschaft, die man dann auch kraftlos nachvollziehen könnte. Die Leute, die sich heute als «Bilateralisten» bezeichnen, aber die Schweiz in die EU führen wollen, hätten ihr Ziel erreicht. Es stellt sich die Frage, ob der Bundes-

präsident mit seiner Politik nicht gegen Artikel 2 der Bundesverfassung verstösst, in dem die Wahrung der Unabhängigkeit als Zweck der Eidgenossenschaft definiert wird.

Was jetzt kommt

Worauf müssen sich die Gewinner vom 9. Februar jetzt einstellen? SP, Grüne, Mitteparteien, CVP und FDP sowie der Bundesrat wollen die Reset-Taste drücken. Die Linke hat bereits gesagt, dass sie die Abstimmung am liebsten wiederholen lassen möchte. FDP-Ständerat Joachim Eder unterstrich in der letzten «Arena» des Schweizer Fernsehens, dass die Schweiz in naher Zukunft über die Bilateralen werde befinden müssen. Burkhalter welschfreisinnige Europäisten zündeten heimlich ein Freudenfeuerchen an.

Allerdings: Burkhalter wird seine Pläne einer institutionellen Anbindung nicht ohne weiteres in die Tat umsetzen können. Am 22. Oktober letzten Jahres stimmte der Aussenminister bei einer Anhörung der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates den Forderungen der SVP zu, die das bundesrätliche Verhandlungsmandat gegenüber Brüssel eng umgrenzte.

Die Motion verlangte erstens, dass der Bundesrat der EU «unmissverständlich» zu verstehen gebe, dass «die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat» sei und dieser «weder auf

Burkhalter welschfreisinnige Europäisten zündeten heimlich ein Freudenfeuerchen an.

direktem noch indirektem Wege» beizutreten beabsichtige. Zweitens: «Die Schweiz unterhält mit der EU Beziehungen auf vertraglicher Ebene, insbesondere, um gegenseitigen Marktzutritt zu erleichtern.» Aber, hält der Vorstoss fest, die Schweiz sei «nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes» und habe auch nicht die Absicht, dies zu werden. Drittens: Die Schweiz werde keine Verträge abschliessen, «welche ihre Souveränität faktisch einschränken», auch wolle man sich keiner fremden Gerichtsbarkeit unterstellen. Viertens: Das EU-Beitritts-gesuch werde als «gegenstandslos» betrachtet.

Wie gelenkig kann ein Politiker sein?

SVP-Nationalrat Christoph Blocher selber trug diese «strategischen Positionen» vor. Sie liegen jetzt – bei Drucklegung dieser Ausgabe – noch immer beim Bundesrat, der dem Vernehmen nach sogar willig scheint, sich daran zu orientieren. Tatsächlich wäre es mehr als merkwürdig, würde sich Burkhalter, der dem Anliegen im Oktober bereits unverbindlich zustimmte, auf einmal wieder umbesinnen.

Auf der anderen Seite widersprechen alle vier Punkte zum Teil diametral der Europapolitik



«Strategische Positionen»: Blocher.

des Aussenministers. Kann ein einzelner Politiker so gelenkig sein? Es wäre ein grosser Durchbruch, wenn die Schweiz in ihren künftigen Verhandlungen diesen Vorgaben folgte.

Wahrscheinlicher allerdings ist etwas anderes. Die Abstimmungsverlierer werden darauf dringen, eine Volksabstimmung über die Bilateralen durchzuführen. Wo «Unabhängigkeit» und «Bilateralismus» draufstehen, werden allerdings «automatische Rechtsübernahme», «fremde Richter» und Burkhalter «Beitritts-Bilateralismus» drin sein. Man wird versuchen, den Stimmbürgern Berge von Sand in die Augen zu streuen. Man wird die Angstmacherei des letzten Abstimmungskampfs noch einmal dröhnend übertreffen. Es wird alles versucht werden, um die Aufmerksamkeit des Souveräns vom Wesentlichen abzulenken: Das hergebrachte, von Bundespräsident Burkhalter vertretene Konzept eines unredlichen Beitritts-bilateralismus führt dazu, dass die Schweiz ihre Unabhängigkeit verliert und zu einer Art Kolonie in einem von der EU dominierten Rechtsraum wird. Wem Wohlstand und Erfolg der Schweiz am Herzen liegen, der kann so etwas nicht wollen. ○



Schweiz und Europa

«Schafherde»

Aktualisierter Fragebogen, frei nach Max Frisch.

Von Hans Widmer

1— Die Wirtschaft hat Fachkräfte gerufen, und es sind Familien gekommen: Wie viele Hilfskräfte müssen zusätzlich kommen, damit die Versorgung mit Wohnungen, Schulen, Verkehrsmitteln etc. ins Gleichgewicht gerät?

2— Menschen zieht es dorthin, wo Infrastruktur, Sozialsysteme und Wirtschaft funktionieren: Wenn die Tüchtigsten von armen Ländern in entwickelte ziehen, wer bringt dann die armen Länder voran?

3— Innerhalb von Staaten herrscht Personenfreizügigkeit, der Zug geht in die Stadt, und das Resultat sind Grossstädte wie Mexico City oder Lagos: Ist das, was wirklich ist, vernünftig, Herr Hegel*?

4— Der Bedarf an Wohnraum und Mobilität nimmt mit dem Einkommen zu: Soll dieses sinken, damit es wieder Platz gibt?

5— Wenn das Volkseinkommen um ein Prozent wächst und die Bevölkerung ebenfalls um ein Prozent, um wie viel wächst das Durchschnittseinkommen?

6— Wenn das Durchschnittseinkommen kaum wächst und die Immobilienpreise rasant steigen: Steigt dann die Aussicht junger Schweizer auf die eigenen vier Wände?

7— Gibt es Schweizer, die jeden Fremden, mit dem sie es zu tun haben, mögen – und doch nicht möchten, dass eine weitere Million zuwandert?

8— Ab wann kann die Schweiz als weltweit gelten: wenn der Ausländeranteil fünfzig oder hundert Prozent ist?

9— Die EU setzt sich aus hochverschuldeten, dirigistischen Ländern mit hoher Arbeitslosigkeit zusammen. Ist Einsteins Aphorismus: «Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde zu sein, muss man vor allem ein Schaf sein», auf die EU übertragbar?

10— Die Schweiz hatte vor der Personenfreizügigkeit eine Arbeitslosenquote weit unter der Hälfte der EU – trotz um weit über die Hälfte höheren Löhnen: Erklärt sich dieses Paradox aus Rosinenpicken?

11— Welche Schweiz wirkt auf Europa stärker: die vom Volkswillen gelenkte, selbstverantwortete Republik – oder das 29. Mitglied der EU?

* Hegel: «Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.»

Hans Widmer ist Unternehmer.

Im unilateralen Gefängnis

Der grosse «bilaterale» Schwindel: Was die Berner Propagandamaschine als souveräne Verträge verkauft hat, ist in Wahrheit die verzögerte EU-Anbindung.

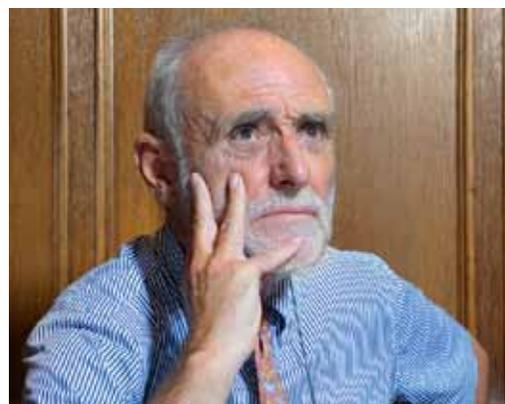
Von Urs Paul Engeler

Gefragt, was eine Regierung zuerst in Angriff nehmen müsse, wenn sie vernünftig handeln wolle, antwortete der altchinesische Philosoph und Staatsmann Konfuzius: «Sicherlich die Richtigstellung der Begriffe.» Denn stimmten die Begriffe nicht und die Wörter nicht, dann herrsche «Unordnung im Staat». Auf unklarem Grund könnten keine soliden Werke gedeihen, weil das Volk nicht wisse, «wohin Hand und Fuss setzen». So lehrte Konfuzius.

«Bilateral» bedeutet gemäss Wörterbuch «zweiseitig» und kennzeichnet Verträge. Internationale «bilaterale Verträge» werden laut gültiger Definition zwischen zwei souveränen Staaten geschlossen, die auf Augenhöhe sich gegenseitig Rechte sichern und Pflichten zuschreiben. Wie die meisten Abkommen können auch «bilaterale» beidseitig modifiziert oder bei Bedarf einseitig gekündigt werden. Korrekt verwendet, meint der Begriff demnach: Bilaterale Kontrakte beruhen auf gleichberechtigter Gegenseitigkeit und zielen nicht auf einseitige Abhängigkeit. Und sie sind nicht auf immerwährende Gültigkeit ausgelegt. Genau so hat das gutmütige Schweizer Volk die «bilateral» genannten Abmachungen mit der Europäischen Union (EU) auch verstanden, als ihm diese in den Jahren 2000 und 2005 zum Beschluss vorgelegt wurden.

Mitten in den Kreis der europäischen Staaten

Doch die Bürger sassen einem folgenreichen Grundlagenirrtum auf, der nachwirkt bis auf den heutigen Tag. Der Bundesrat und seine Staatssekretäre meinten nämlich gar nicht «bilateral», als sie die «Bilateralen» als angeblich massgeschneiderte Schweizer Lösung propagierten. 1994, nur knapp zwei Jahre nach dem Nein von Volk und Ständen zum EWR-Vertrag,



Ehemaliger Chefdiplomats Kellenberger.



Langer Marsch zur vollen Mitgliedschaft: Bundesrat, 1994.

gab der Bundesrat auf eine Frage im Parlament relativ unverblümt zu, dass der «bilaterale sektorielle Ansatz» kein eigenständiger Ansatz sei, um das Verhältnis der Schweiz zur EU zu definieren, sondern lediglich als Prolog diene für den langen Marsch zur vollen Mitgliedschaft in der Union oder zumindest im EWR.

Die Landesregierung skizzierte 1994 ein zweistufiges Vorgehen. «Gegenwärtig, d.h. während der laufenden Legislatur (1991–1995)» räume sie solchen «bilateralen» Verhandlungen noch «Priorität» ein. Doch: «Angesichts der Bedeutung, die auf längere Sicht der umfassenden Teilnahme der Schweiz am europäischen Integrationsprozess zukommt, bildet der Beitritt zur EU das strategische Ziel ihrer Integrationspolitik. Dieses Ziel folgt aus dem Umstand, dass die Schweiz in Europa tief verwurzelt und mit diesem eng verbunden ist. Der Bundesrat ist der Auffassung, dass durch

den Beitritt letztlich die Interessen der Schweiz am besten und umfassendsten gesichert werden.» Auch die Teilnahme am EWR-Abkommen sei «parallel dazu» weiterhin zu prüfen.

Dann liess die Regierung die multilaterale Katze aus dem Sack hüpfen: «Jedoch wird es dem Bundesrat erst in der nächsten Legislatur (1995–1999) möglich sein, zu versuchen, die multilaterale Integration der Schweiz voranzutreiben und, je nach den inneren und äusseren Bedingungen, Verhandlungen aufzunehmen.» Der Ausdruck «multilateral» kann in diesem Zusammenhang nur als Gegenbegriff zu «bilateral» verstanden werden. Er sagte aus, dass der Bundesrat die Schweiz über die laufenden Gespräche mit Brüssel (die 1999 ins Paket «Bilaterale I» und 2004 in die nächste Tranche «Bilaterale II» mündeten) mitten in den Kreis der europäischen Staaten führen

>>>

will. Die sektoriellen Gespräche und Verträge waren nie Instrumente zur Wahrung der Souveränität, sondern immer nur die Umwege und Zusatzschlaufen zum Endziel einer möglichst engen, «multilateralen» Integration.

Trotz dieser eindeutigen Ankündigung verkauften Bundesrat und Verwaltung die angeblich rein «bilateralen» Abkommen später als den goldenen Mittelweg zwischen «Alleingang» und EU-Beitritt, ja als den «schweizerischen Königsweg». Die vertrauensselige Mehrheit des Volkes folgte den behördlichen Werbebotschaften: im Jahr 2000 noch fast oppositionslos mit 67,2 Prozent Ja-Stimmen; 2005 allerdings schon wesentlich skeptischer (54,6 Prozent Ja-Stimmen). Denn selbst die Gegner der politischen Annäherung des Landes an die EU hatten damals die listig verheimlichte Eigendynamik des unsauberen «Bilateralismus» des Bundesrates nicht erkannt. Die Zustimmung des Volkes, basierend auf der bewussten Verfälschung der Begriffe von oben, war ein fatales Missverständnis, das immer bedrohlichere Folgen zeitigt und, laut Bundesrat, jetzt sogar zwingend die «institutionelle Anbindung» der Schweiz an EU-Gerichte erfordern soll. Warnsignale hätte es genug gegeben:

— So führten zwei Chefdiplomaten die «bilateralen» Verhandlungen, die entweder unverhohlen für einen EU-Beitritt plädierten (Staatssekretär Jakob Kellenberger für das erste Paket) oder diesen zumindest im Hinterkopf anpeilten (Staatssekretär Michael Ambühl, der später vielfach gescheiterte Unterhändler in Finanzfragen, für den zweiten Umgang). Die zuständige Verwaltungsstelle nennt sich nicht etwa «Handelsabteilung», sondern «Integrationsbüro». Es ist der einzige korrekte Begriff der Europapolitik.

— Als plötzlich die Losung ausgegeben wurde, die Schweiz müsse mit diesen «bilateralen» Verträgen unbedingt Anschluss finden an den europäischen Binnenmarkt, setzte, in Vorfreude über noch lukrativere Geschäfte, kollektiv das Denken aus. Die Schweiz war und ist mit dem Freihandelsabkommen von 1972 (72,5 Prozent stimmten damals zu) wirtschaftlich bereits mit der Europäischen Union verbunden; diese rein technischen Handelserleichterungen wurden durch weitere Verträge wie das Versicherungsabkommen von 1989 sukzessive ergänzt. Gemäss Experten (so etwa Dieter Freiburghaus 2012 in einem Referat vor der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats) hätte diese Basis durchaus genügt, um in weite Zukunft einen florierenden Austausch von Gütern und Dienstleistungen zu betreiben und zu entwickeln. Die Teilhabe am politisch geregelten EU-Binnenmarkt jedoch war ein Schritt mit schwerwiegenden Implikationen, die kaum mehr rückgängig zu machen sind.

— Spätestens die Tatsache, dass im ersten Paket sieben völlig unterschiedliche, aber einzeln nicht kündbare Verträge von der Personenfreizügigkeit über den Transitverkehr bis zur Euratom-Forschung zu einem unauflöselichen Konglomerat (gegenseitig geschützt durch die Guillotine-Klausel) verschmolzen wurden, hätte mehr als stutzig machen müssen. Ein solches Bündel von untrennbar verflochtenen Vereinbarungen akzeptiert nur, wer auf Gedeih und Verderben sich für immer ans Gegenüber ketten will. Der Aufschrei nach dem Ja zur SVP-Initiative «gegen die Masseneinwanderung» beweist, dass diese Verknüpfung eine unselige Fessel ist.

Die Schweiz wird aus eigener Kraft sich kaum mehr lösen können aus der Schengener Haft.

— Der Vertrag über die Schleifung der inner-europäischen Grenzkontrollen (Schengen) machte 2005 die bundesrätlichen Absichten noch deutlicher. Die Schweiz muss jede Änderung der Schengen-Modalitäten automatisch übernehmen – und mitfinanzieren. Aus sieben wurden rasch 130 Millionen Franken und mehr. Die Schweiz wird aus eigener Kraft sich kaum mehr lösen können aus der Schengener Haft.

Dass dies für ihn keineswegs ein Makel ist, sondern plangenaue Absicht, legte der Bundesrat in seinem «Europabericht» von 2006 genüsslich dar. Er zog dort die Parallele zwischen dem Verhältnis der Schweiz zur Uno und zur EU. Die Politik der steten Annäherung, schrieb er im offensichtlichen Glücksgefühl, «hat schliesslich zum vollen Beitritt der Schweiz zur



Ehemaliger Staatssekretär Ambühl.

Uno geführt. Die Erfahrungen zeigen denn auch, dass die Mitgliedschaft von Vorteil für das Land ist.» Das genau gleiche Schleichverfahren, Schrittchen für Schrittchen, gelte es darum auch in Richtung Brüssel durchzuspielen: «In diesem Geist versucht der vorliegende Bericht die «europäische Frage» zu versachlichen.»

Immer im Einklang mit Brüssel

Im Klartext heisst «versachlichen» nichts anderes, als Sachzwänge zu schaffen. Als er vor der Abstimmung über die «Bilateralen I» das Volk einlullte, schrieb der Bundesrat ebenso sanft wie falsch: «In den sieben Verträgen haben die Vertragsparteien ihre Entscheidungsautonomie behalten. Sie haben keine Gesetzgebungskompetenz an eine supranationale Instanz übertragen.» Gut zehn Jahre später erklärt er, diese lästigen Grundsätze der Eigenständigkeit und der Absage an fremde Richter seien überholt. Unter den wiederum täuschen den Titeln, den Bilateralismus zu «konsolidieren», «weiterzuentwickeln», zu «vertiefen» oder zu «erneuern», will die Landesregierung, immer im Einklang mit Brüssel, das Land den Institutionen der EU unterwerfen.

Künftig soll die Entwicklung des Binnenmarkts, wie die EU-Instanzen ihn zu regulieren geruhen, zur allein gültigen Richtschnur werden, auch für die vermeintlich nur «bilateral» angebundene Schweiz. Sie müsse künftig das Recht akzeptieren, wie es sich nach den Interessen Brüssels ändert, und zwar automatisch. Sollte sie Vorbehalte anbringen, spricht der Europäische Gerichtshof, in dem kein Schweizer sitzt, was zu gelten habe in der Eidgenossenschaft. Dies ist die aktuelle Etappe der Integration, die «bilateral» angeschrieben, aber so angelegt ist, dass sie zwangsläufig im «Unilateralismus», der Dominanz der EU, oder im «Multilateralismus», der EU-Mitgliedschaft, enden muss.

Glaubt man den Umfragen, so wird der Begriff «bilateral» von einer zunehmend kritischen Mehrheit noch immer positiv bewertet. Die jüngste Entwicklung hat zwar das langjährige Täuschungsmanöver endgültig entlarvt, doch der Zug rollt. Das Volk, das den EU-Beitritt so entschieden ablehnt wie nie zuvor, aber keinen vertragslosen Zustand mit den europäischen Nachbarn will, ist zutiefst verunsichert. Es herrscht «Unordnung im Staat».

Was ist zu tun, damit der Bürger wieder weiss, wohin er «Hand und Fuss setzen» soll? Zuerst müssen die Wörter richtiggestellt werden, damit sie wieder den Handlungen entsprechen.

Der Begriff «bilateral» ist politisch derart pervertiert worden, dass er zur Definition einer unabhängigen Europapolitik nichts mehr taugt. Wer ihn weiterhin verwendet, meint Kriechgang und Anschluss. Wer aber freie Verträge eines souveränen Landes meint, der muss sie künftig anders benennen, zum Beispiel «partnerschaftlich». Und dann hat die Politik sich daran zu halten. ○

Auf Schmusekurs mit Bern

Monika Rühl soll den Wirtschaftsdachverband Economiesuisse aus der Krise führen. Sie war ihr ganzes Berufsleben Beamtin, hat in Bern kaum Spuren hinterlassen und liebäugelt mit der EU. Namhafte Wirtschaftsvertreter zweifeln an der Strategie von Präsident Heinz Karrer. *Von Philipp Gut*

Was die *Weltwoche* vor vierzehn Tagen angekündigt hatte, ist Tatsache geworden. Monika Rühl – Generalsekretärin im problemgeschüttelten Departement von Johann Schneider-Ammann (FDP) – heisst die neue Direktorin von Economiesuisse. Die Wahl fällt zusammen mit einer der grössten Niederlagen in der Geschichte des Super-Verbands der Schweizer Wirtschaft: dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative, die Economiesuisse verbittert mit Millionen bekämpft hatte. Es ist – nach der Zustimmung zur «Abzocker»-Vorlage – bereits der zweite Hammer innert elf Monaten.

Das Signal ist klar: Monika Rühl soll den Verband aus der Krise führen. Aber ist sie die Richtige?

Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer ist überzeugt, in Rühl eine «starke Direktorin» gefunden zu haben, «die allen Anforderungen des grössten Wirtschaftsverbands der Schweiz gewachsen ist und über ein hohes Sensorium verfügt, was Politik, Wirtschaft und Gesellschaft verbindet». Sie habe «ausgewiesene Führungserfahrung» und sei eine ebenso «ausgewiesene Vermittlerin», so Karrer. Überdies sei sie in Bern gut vernetzt.

Wirtschaftsführer setzen Fragezeichen

Das stimmt zweifellos: Rühl ist keine Frau der Wirtschaft, sondern eine Frau der Verwaltung. Ihre ganze Karriere machte die 50-Jährige im Bundeshaus. Seit ihrem Studienabschluss in Romanistik an der Universität Zürich – ihr Lizentiat behandelte deutschsprachige Auswanderer in Norditalien («Un'emigrazione <altra>: Pitaliano di germanofoni emigrati in Toscana») – hat sie eine Beamtenlaufbahn eingeschlagen, ohne je in der Privatwirtschaft gearbeitet zu haben. Sie war im Aussendepartement tätig, beschäftigte sich als Botschafterin im Staatssekretariat für Wirtschaft mit Handelsverträgen, Zollfragen und Patentschutz, war persönliche Mitarbeiterin von CVP-Bundesrat Joseph Deiss (wir kommen darauf zurück) und leitete zuletzt das Generalsekretariat im Eidgenössischen Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung unter Bundesrat Schneider-Ammann.

Namhafte Wirtschaftsführer setzten hier erste Fragezeichen. Der Verband gehe davon aus, dank Karrierebeamtin Rühl leichteren Zugang zum Bund zu erhalten. «Ich vermute, es ist umgekehrt: Der Bund erhält Zugang zur Wirtschaft», sagt ein einflussreicher Unter-



Nett: neue Economiesuisse-Direktorin Rühl.

nehmer und Politiker. Tatsächlich fällt auf, wie sehr Präsident Karrer die Vermittlungsfunktion herausstreicht. Man geht auf Schmusekurs mit Bern, und da hält man eine Frau aus dem Apparat für passend.

Die kommunikativen Fähigkeiten der vielsprachigen Diplomatin sind unbestritten. Hört man sich im Bundeshaus um, wird Monika Rühl als angenehme, offene Person geschildert, die leicht Kontakt herstellen könne. Allerdings haben selbst in Bern die wenigsten je von Rühl gehört. In ihren zwanzig Jahren Bundesdienst hat sie kaum Spuren hinterlassen. Ein ehemaliger Spitzenbeamter, der mit Rühl zusammengearbeitet hat und heute in

Rühl ist keine Frau der Wirtschaft, sondern eine Frau der Verwaltung.

der Privatwirtschaft tätig ist, vermisst die «gestalterische Kraft». Sie habe nie eine erkennbare Haltung an den Tag gelegt. Es sei schwer vorstellbar, wie diese Frau ohne Eigenschaften den heterogenen Wirtschaftsverband führen, einen, stärken solle.

Zweifel an der strategischen Ausrichtung bestehen in der Tat: In der vielleicht grössten Krise seines Bestehens setzt der Verbands-Go-

liath auf eine Beamtin ohne Wirtschaftserfahrung, nett, aber wenig durchsetzungsfreudig. Heinz Karrer und seine Kollegen im Vorstandsausschuss haben sich für eine denkbar defensive Variante entschieden. Ein Befreiungsschlag sieht anders aus.

Der Vorgang ist bekannt und beliebt: Wenn eine krisengeplagte Institution im Gegenwind Angriffsflächen reduzieren will, schlägt die Stunde der Frauen. Gern werden diese dann vorgeschoben, als Galionsfiguren, die Kritik charmant weglächeln und den Biss der Gegner hemmen sollen.

Kurzfristig schien diese Strategie aufgegangen zu sein, jedenfalls, wenn man dem Tenor der Medien folgt. Die Kommentatoren freuten sich erwartungsgemäss, dass endlich eine Frau an der Spitze des mächtigen Verbands steht, dem man einst ehrfürchtig die Rolle eines «achten Bundesrats» zuschrieb.

Doch wie nachhaltig ist eine solche Regenschirmstrategie?

Nur zweite Wahl

Präsident Karrer nährt die Zweifel selber. Erst im vergangenen November hatte Economiesuisse den PR-Profi und Ex-Farner-Mann Jean-Marc Hensch auf den Schild gehoben, der sich dann aber «aus gesundheitlichen Gründen» wieder zurückzog (was ihn bis heute nicht hin-

dert, auf Twitter weiterhin munter das Weltgeschehen im helvetischen Krähwinkel zu kommentieren). Man werde jetzt halt schauen, «ob die Nummern zwei und drei der letzten Auswahlrunde zum Zug kommen», flapste Karrer damals.

Solche Worte sind nicht geeignet, Vertrauen und Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen – nach eigenen Aussagen die vordringlichste Aufgabe des angezählten Verbands. Monika Rühl startet mit einer Zwei auf dem Rücken. Und der Präsident hat sie ihr persönlich angeheftet.

Starke Persönlichkeit unerwünscht

Verbandsmitglieder sparen nicht mit Kritik an Karrer und sprechen von einem «Anfängerfehler». Gegen aussen markiert man Zuversicht, intern herrsche Katzenjammer, berichten Insider. In E-Mails an den Präsidenten schreiben Wirtschaftsspitzenkräfte von einer «tiefen Vertrauenskrise» und der «grössten Niederlage», die man je eingefahren habe.

Dass man den Ernst der Lage noch nicht wirklich erfasst hat, zeigen die jüngsten Ereignisse. Erst auf Druck der Pharmaindustrie rang sich Economiesuisse dazu durch, eine sogenannte Nachanalyse zur Abstimmungsschlappe vom 9. Februar vorzunehmen. «Das müsste doch selbstverständlich sein!», sagt ein Wirtschaftsvertreter, der in verschiedenen Verwaltungsräten sitzt.

Fähige Kandidaten für den Direktorenposten sollen abgesagt haben – mit dem Hinweis,

Rühl startet mit einer Zwei auf dem Rücken. Und der Präsident hat sie ihr persönlich angeheftet.

es handle sich um ein «Himmelfahrtskommando». In der Headhunter-Szene erzählt man, Karrer habe deshalb auf eine Frau gesetzt. Der Präsident dulde keine starke Persönlichkeit neben sich, heisst es auch in der Chefetage des eigenen Verbands.

Ein weiterer Punkt kommt hinzu. Wenig deutete darauf hin, dass sich die neue Direktorin für eine eigenständige Industriepolitik der Schweiz einsetzen werde, so ein Unternehmer. Rühls Karriere deutet tatsächlich eher auf das Gegenteil hin: Sie war ab 2003 während vier Jahren persönliche Mitarbeiterin und Beraterin von Bundesrat Joseph Deiss, der die Schweiz nicht nur mit falschen Versprechen in den Schengen-Raum führte – so werde das Bankgeheimnis gerettet, verkündete Deiss –, sondern auch vehement einen EU-Beitritt anstrebte. Es ist nicht überliefert, dass Rühl als damalige Deiss-Beraterin die europhilen Ambitionen ihres Chefs dämpfte.

Ein Gespräch mit der *Weltwoche* lehnte Monika Rühl ab. ○



«Von der EU nicht akzeptiert»: SP-Chef Levrat.



«Kleine Idee»: Staatssekretär Rossier.

Hintertreiber des Volksmehrers

Das Volk will die Zuwanderung wieder selber steuern. Der Mehrheit der Politiker passt dies nicht. Erste Versuche zur Umgehung des Volkswillens sind lanciert. *Von Christian Mundt*

Das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative löste Reaktionen in bisher nicht gekanntem Ausmass aus: Auch zweieinhalb Wochen nach dem Urnengang dominiert das Abstimmungsergebnis die innenpolitische Agenda.

Grund für die Aufregung: die ungewöhnlich grosse Allianz, welche die Initiative ablehnte. Mit Ausnahme der SVP stimmten alle Parteien sowie die politischen Instanzen gegen die Initiative. Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände – normalerweise unversöhnliche Gegenspieler im politischen Diskurs – kämpften Seite an Seite gegen das Volksbegehren. Die Mehrheit der Medien, Professoren, Kulturschaffenden und sonstigen Meinungsmacher und Themenführer versuchte die Bevölkerung von einer Ablehnung zu überzeugen.

Trotzdem nahm eine knappe Mehrheit die Verfassungsänderung an – und desavouiert damit diese ungewöhnlich grosse Allianz der Ablehnenden. Bereits am Abstimmungssonntag starteten die Verlierer damit, erste Umgehungsversuche der gerade angenommenen Initiative zu formulieren. Mit Blick auf die EU dürfte das Saisonierstatut nicht wieder eingeführt werden, da dies «von der EU nicht akzeptiert» würde, sagte SP-Präsident Christian Levrat. Und mit Blick auf sein Parteiprogramm forderte er gleich noch Reformen in der Raumplanung sowie auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt – ein Ausbau der flankierenden Massnahmen.

Levrat ist jedoch nicht der einzige Genosse, der Mühe mit dem Resultat bekundete: Der Alt-Nationalrat und SP-Grossrat Rudolf Rech-

steiner aus Basel forderte am Tag nach dem Urnengang eine erneute Abstimmung. Das Volk habe die Folgen der Zustimmung nicht verstanden, darum müsse es nochmals über die Frage entscheiden.

Mit dieser Forderung steht Rechsteiner nicht alleine da. Auch der Präsident des Gewerkschaftsbunds und St. Galler SP-Ständerat Paul Rechsteiner forderte – unterstützt von Parteipräsident Levrat – ein weiteres Plebiszit: Sollten die bilateralen Verträge mit der EU aufgelöst werden, müsste das Volk nochmals zwischen der Fortführung der Bilateralen und der Umsetzung der SVP-Initiative entscheiden können. Es ist ein erster Versuch des Abstimmungsverlierers Levrat und seiner Partei, den Volkswille zu hintertreiben.

Schlechte Demokraten

Die Argumente der SP-Exponenten verwundern. Die mögliche Kündigung des ersten bilateralen Vertragspakets war eines der Hauptargumente der Initiativgegner im Abstimmungskampf. Es gehe nicht nur um die Personenfreizügigkeit, sondern um die Fortführung des bilateralen Weges überhaupt, betonten sie unisono. «Erfolgreiche Bilaterale» hiess es über dem blühenden Apfelbaum. Nach der Abstimmung sollen die Schweizer aber nicht gewusst haben, dass dies droht?

Neben schlechten Demokraten, die eine Niederlage an der Urne nicht ertragen, gibt es die Gruppe von Politikern, die zwar vorgeben, den Entscheid umsetzen zu wollen – aber die Umsetzung so vornehmen, dass der Volkswille miss-



«Grosse Abhängigkeit»: FDP-Mann Noser.



Dynamisches Modell: Verbandspräsident Karrer.



Direkt im Ausland: FDP-Präsident Müller.

achtet wird. Die Hintertreibung des Entscheids mittels abweichender Umsetzung. So mehren sich die Vorschläge, den Forderungen der Initiative nachzukommen, ohne die Personenfreizügigkeit mit der EU zu gefährden. Beispielsweise, indem die Kontingente so hoch angesetzt werden, dass jeder kommen könne, wie dies im Abstimmungskampf von verschiedenen Seiten zu hören war. «Freizügigkeit und Kontingente, das sind zwei verschiedene Modelle», sagt SVP-Bundesrat Ueli Maurer dazu im *Blick*-Interview.

Wer führt die Verhandlungen?

EDA-Staatssekretär Yves Rossier setzte sich beim Treffen mit dem EU-Chefdiplomaten David O’Sullivan vor einer Woche für eine Umsetzung unter Beibehaltung der Personenfreizügigkeit ein, wie er sagte. Konkret wurde er nicht. Aber er habe «eine kleine Idee», wie er die Personenfreizügigkeit mit der neuen Verfassungsbestimmung vereinbaren wolle. Damit zeigt Rossier, dass er den Volkentscheid lieber nicht umsetzen möchte – wenn man Maurers Devise zweier verschiedener Modelle zum Massstab nimmt.

Eine andere Möglichkeit zur Umsetzung skizzierte Stephan Breitenmoser, Professor für Europarecht an der Universität Basel, im Interview mit der *Basler Zeitung*. Er unterscheidet zwischen den Begriffen Kontingent und Höchstzahl. Beide Begriffe werden im Initiativtext erwähnt. Beides muss gemäss Initiativtext festgesetzt werden. Der Unterschied zwischen Kontingenten und Höchstzahlen besteht gemäss Professor Breitenmoser darin, dass Kontingente wegen der nötigen Bewilligung und des Inländervorrangs diskriminierende Einschränkungen der Personenfreizügigkeit darstellen. Bei Höchstzahlen kann hingegen jeder kommen, bis die festgelegte Zahl erreicht ist. Zwar schränke auch dies die volle Personenfreizügigkeit ein. Aber weitaus weniger als das System, das bis 2007 zur Anwendung kam und von SVP-Chefstrategie Christoph Blocher wieder gefordert wird.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Der Vertrag über die Personenfreizügig-

keit mit der Europäischen Union muss bis zum 9. Februar 2017 revidiert oder gekündigt werden. Womit sich die Frage stellt, wer die Verhandlungen führt und wie sie geführt werden.

Das Hauptproblem dabei: Im Bundeshaus West, beim Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten, glaubt niemand an die Trümpfe der Schweiz. Von Burkhalters «Erklärungs- oder Werbetour» schrieb die *Handelszeitung*, als der Aussenminister in Bern und Paris über das weitere Vorgehen des Bundesrats informierte. Offenbar ist man im Aussendepartement noch immer einigermaßen ratlos, wie dieses weitere Vorgehen auszusehen hat. Das Problem: In Bern glauben die mit dem Dossier betrauten Personen nicht daran, dass die Schweiz gleichberechtigter Verhandlungspartner ist.

Die im Vorfeld der Abstimmung geäusserten Bedenken sind nicht gespielt, um eine unliebsame Initiative aus dem ohnehin ungeliebten

«Warum die angeblichen Trümpfe der Schweiz nicht stechen.»

SVP-Lager zu bodigen. Sie widerspiegeln die tatsächliche Einstellung. Die Schweiz sei nicht nur Bittstellerin, sondern agiere auch aus einer Position der Schwäche heraus, so die Ansicht. FDP-Nationalrat Ruedi Noser beispielsweise spricht von einer «schlechten Verhandlungsposition und grosser Abhängigkeit». Die Schweiz-Schwächer werden auch publizistisch unterstützt: «Warum die angeblichen Trümpfe der Schweiz nicht stechen», erklärte die *Berner Zeitung* vergangene Woche.

Kann jemand, der sich bereits vor einer Verhandlung öffentlich selbst degradiert und kleinredet, erfolgreich sein? Ist die öffentliche Selbstaufgabe im Interesse des Landes? Oder beginnt die Hintertreibung des Volkentscheids bereits zu Hause, in den bernischen Amtsstuben?

Bis im Juni möchte der Bundesrat ein Konzept zur Umsetzung der Initiative vorlegen. Anders

als beispielsweise bei der Ausschaffungsinitiative sieht die Regierung diesmal davon ab, die Initianten oder die betroffenen Wirtschaftskreise in die Ausarbeitung miteinzubeziehen. Hinter verschlossenen Türen werden die Departemente Sommaruga und Burkhalter einen Vorschlag zur Umsetzung ausarbeiten.

Aussetzung des Inländervorrangs

Von Seiten der Initianten wird befürchtet, dass der Ausschluss aus den Beratungen System hat: Schafft es die Verwaltung nicht, eine pragmatische und politisch tragfähige Lösung zu finden, dürfte das Ausführungsgesetz mittels Referendum bekämpft werden. Und die Verwaltung könnte so verdeutlichen, dass eine Umsetzung der Initiative gar nicht möglich ist. Eine weitere Möglichkeit, den Volkswillen von Seiten der Regierung zu hintertreiben.

Am Wochenende wurde ein weiterer «Geheimplan» (*Sonntagszeitung*) zur Umsetzung der Initiative bekannt: CVP-Nationalrat Gerhard Pfister will die Kontingente als flexible Höchstzahlen ausgestalten, die halbjährlich angepasst werden könnten. Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer schlägt ein dynamisches Modell mit durchschnittlichen Höchstzahlen, ähnlich der Ventilklausel, vor. Und FDP-Präsident Philipp Müller denkt über die Aussetzung des Inländervorrangs für ganze Branchen nach: In Bereichen mit hoher Arbeitslosigkeit müssten die Firmen nachweisen, dass sie in der Schweiz niemanden gefunden haben. Wo aber Fachkräftemangel herrscht, sollten die Firmen direkt im Ausland rekrutieren können.

Weitere Überlegungen, einen Gegenvorschlag zur Ecopop-Initiative zu erarbeiten, um damit die Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen, fanden Anfang Woche keine Mehrheit in der Staatspolitischen Kommission des Ständerats. Damit ist der Fokus nun auf den Bundesrat gerichtet. Sobald die Regierung ihre Umsetzungsideen veröffentlicht, wird sich zeigen, ob sie das Anliegen der Mehrheit des Volks ernst nimmt und die Freizügigkeit mit der EU neu aushandelt. ○



«Stille Zone» am Südufer der Thur: Industriehallen der Stadler Rail von Peter Spuhler in Bussnang.

Ansichtskarten vom Land

Alle sagen es, fast alle glauben es: Die Abstimmung über die Zuwanderung entschieden die Fremdenfeinde auf dem Land, die gar keine Fremden kennen. Das ist gleich doppelt falsch. Und keiner der ach so weltoffenen Kritiker aus der Stadt weiss, wie es auf dem Land wirklich aussieht. *Von Markus Schär*

«Wohin fahren wir überhaupt?», fragte Delphine, als sie Basel hinter sich gelassen hatten. «In mein Dorf», sagte Andreas. «In zwei Stunden sind wir dort.» – «Und was machen wir da? Gibt es da irgendetwas zu sehen?» Andreas zuckte mit den Schultern. Die Landschaft sei ganz schön, sagte er.

Peter Stamm, «An einem Tag wie diesem»

Es reicht. Auch Wochen nach der Abstimmung tragen wir die Schuld daran, dass sie falsch herauskam. Von der «Arena» bis zum Zeitungskommentar: Immer noch dieselbe Leier gegen uns, die Leute vom Land, die gegen die Masseneinwanderung stimmten, obwohl sie gar keine Fremden kennen, nicht unter Dichtestress leiden und in der heilen «Geranien-Schweiz» ihre Gärtchen pflegen. «Der Wunsch nach einer langsameren Einwanderung ist nicht an sich schon fremdenfeindlich», gesteht uns der Kommentator der NZZ zwar zu. Doch, ermahnt er uns gleichwohl, «ist Sorge dafür zu tragen, dass sich das Klima im Inland und der Ruf im Ausland nicht in diesem Sinne verschlechtern». Keiner dieser weltoffenen Kritiker, die sich in

ganz Europa für uns schämen müssen, weiss tatsächlich, wie es auf dem Land aussieht – denn der Üetliberg ist ihr Horizont.

Darf ich vorstellen: Weinfeld TG. 10 833 Einwohner, 21 Prozent Ausländer, 51 Prozent Ja für die Zuwanderungsinitiative: das perfekte Mittelmass. Der historische Marktflecken dient auch darüber hinaus als repräsentatives Beispiel. Die Abstimmung entschieden ja die Kleinstädte im Agglomerationsgürtel zwischen Rorschach und Freiburg, kein Kanton rückte dabei so kräftig ins EU-skeptische Lager wie der Thurgau. Der Ausländeranteil liegt leicht unter dem nationalen Durchschnitt von 24 Prozent. Aber auch 21 Prozent sind dreimal so viel wie in Helsinki, wo sich die Finnen vor Überfremdung fürchten, und ebenso viel wie in Dortmund, das über die Roma klagt. Und 21 Prozent sind für uns nicht einfach eine Zahl in der Statistik, sondern Nachbarn.

Ich wohne im ehemaligen Industriequartier von Weinfeld, an der Strasse, wo der Autor Peter Stamm aufwuchs, dessen Werke es in 36 Sprachen gibt. Er lernte bei mir Deutsch an der

kaufmännischen Berufsschule; dort unterrichten jetzt deutsche Lehrerinnen, die vor einer Exkursion ans Musical «Der Besuch der alten Dame» in Thun fragten: «Wer, bitte, ist Dürrenmatt?»

Die Pizzeria nebenan führen Türken, vorher wirteten dort jahrzehntelang Italiener, von den Einheimischen als Mafiosi verdächtigt und doch wegen ihrer Spezialitäten geschätzt. Im Klublokal der Beiz treffen sich italienische Rentner, die auch nach fünfzig Jahren in der Schweiz keinen geraden Satz Deutsch sprechen und immer noch die Lautstärke ihrer Heimat pflegen. Einer der alten Italiener wohnt mit seiner Familie neben mir; er wischt manchmal das Trottoir vor meinem Haus, und ich gebe ihm dafür eine Flasche einheimischen Rotwein. Der deutsche Unternehmer und seine Frau im Penthouse des Blocks vis-à-vis winken mir zu, wenn sie auf der Terrasse rauchen. Die Kinder, die mit meinen Hunden spielen kommen, heissen Admir, Mohamed oder Sharaniya. Nur mit der Albanersippe, deren verschleierte Frauen grusslos vorbeischlurfen, gibt es keinen Kontakt.

Wo ist das Problem? Es gibt gar keines, jedenfalls nicht mit den Ausländern, die hier leben, teils schon lange. Die alte Gewerbeschule nebenan, 1906 erbaut, diente damals als Wohnheim für die Italienerinnen in der Schifflistickerei. In der Kartonfabrik von Model, auf deren Dampfschwaden ich schaue, arbeiteten seit dem Zweiten Weltkrieg zu Tausenden Menschen aus Italien, der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Und das Verteilzentrum von Lidl, das sich seit 2008 auf einer Fläche von sechs Fussballfeldern im Thurland breitmacht, halten auch vorwiegend Ausländer am Laufen. Vielleicht ist Weinfelden, Schnellzugknoten an der Strecke Konstanz–Genf und Peripherie der Metropolitanregion Zürich, halt gar nicht mehr Land?

Beispiel Bussnang

Schauen wir also nach Süden, über die Thur. Zwischen Weinfelden und Wil SG liegt eine der seltenen Landschaften, die Herzog und deMeuron in ihrem «städtebaulichen Porträt» der Schweiz von 2005 als «stille Zonen» schützen wollten: Die Siedlungsstruktur ist immer noch gleich wie im 7. Jahrhundert, als die Alemannen hier die Wildnis rodeten. Bussnang, die aus mehreren Dörfern und Weilern zusammengeschlossene 2100-Seelen-Gemeinde am Südufer der Thur, kann mit ihrem üppigen Grün noch als «Land» gelten, mit ihren 68 Prozent Ja bei der Zuwanderungsinitiative auch für die Hobby-Politgeografen. Oder doch nicht?

In der weitläufigen Landgemeinde leben, dem Klischee gerecht, nur 11 Prozent Ausländer. Das sind allerdings immerhin gleich viele wie anteilmässig in der Stadt Tübingen (88 000 Einwohner) oder im Landkreis Neu-Ulm (165 000 Einwohner) – die Grenzgänger, also Wochenaufenthalter nicht mitgezählt. Ihre Autos mit Kennzeichen von Leipzig, Magdeburg oder Wuppertal stehen auf dem riesigen Parkplatz am Dorfrand vor der Betonburg aus 400 Meter langen Industriehallen: der Stadler Rail von Peter Spuhler.

Die Bussnanger – und mit ihnen die Thurgauer – wissen sehr wohl, was sie dem ehemaligen SVP-Nationalrat verdanken. Die Metallindustrie im Kanton lebt von ihm, die Gemeinde wandelte sich dank ihm von der Steuerröhle zu einem der günstigsten Standorte: Sie machte Peter Spuhler deshalb letztes Jahr zum Ehrenbürger. Mit der Gemeinde gebe es keinerlei Probleme, sagt der Zugbauer: «Wir betrachten es aber auch nicht als selbstverständlich, wie sie unsere Emissionen erträgt.» Bussnang, wo die SVP bei den letzten Nationalratswahlen auf 47 Prozent kam, hört denn auch auf seinen erfolgreichen Exportindustriellen, der die bilateralen Verträge braucht. So nahm die Gemeinde 2009 die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien sogar ganz knapp an.

Warum also jetzt das krachende Ja zur Zuwanderungsinitiative, vor der Peter Spuhler warnte? Warum 51 Prozent Ja in Weinfelden und gar 58 Prozent Ja im Thurgau? Eine Antwort findet sich vielleicht beim berühmtesten

Kein Wunder, missfällt den Weinfeldern das Wachstum, denn sie haben nichts davon.

Sohn des Dorfes. Der Roman «An einem Tag wie diesem», den Peter Stamm 2006 herausgab, liest sich über weite Strecken als präzises Porträt von Weinfelden. «Im Industriegebiet, das sich weit in die Ebene ausbreitete, standen ein paar Gebäude, die Andreas nicht erkannte», stellt der Heimkehrer aus Paris fest, «sonst schien sich in den letzten zehn Jahren nicht viel verändert zu haben.» Er erinnert sich daran, dass er auf dem Schulweg jeweils ein Feld mitten im Dorf überquerte: Vor der Weihnachtsfeier in der Schule brannte er darauf seine Kerze ganz allein ab.

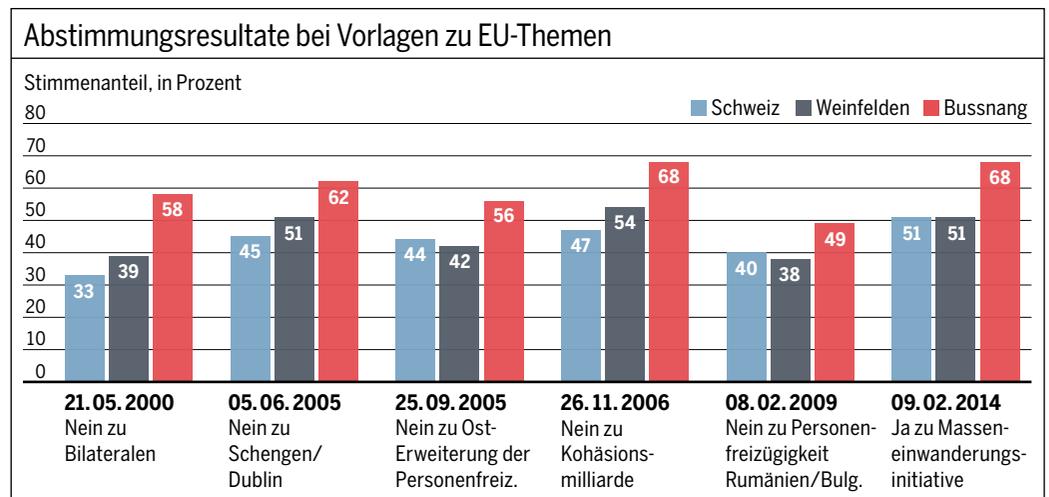
Das Feld, das so in die deutsche Literatur einging, lag vor meinem Haus. Jetzt stehen dort drei Mehrfamilienhäuser mit Eigentumswohnungen. Denn gerade beim Erscheinen des Romans setzte ein stürmisches Wachstum

ein. Mein Sohn ärgerte sich als Kind gerne darüber, dass Weinfelden immer unter der Marke von 10 000 Einwohnern dümpelte. Er zog schon in der Lehre nach Zürich («Scheiss-Weinfelden! Scheiss-Thurgau!») und sucht jetzt einen Job ausgerechnet im krisengeschüttelten Argentinien. 2009 aber wurde Weinfelden offiziell zur Stadt – und nennt sich doch weiter Dorf. Seit 2006 nahm die Einwohnerzahl in Weinfelden um 13 Prozent zu, in Bussnang, das dank Peter Spuhler schon in den neunziger Jahren aufblühte, seit 1990 gar um 19 Prozent. Zürich und Genf, wo die dynamischen Eingesessenen ihre Städte für gebaut halten, wuchsen übrigens seit 1990 um 9 beziehungsweise 13 Prozent, Bern und Basel gar nicht (siehe Grafik).

Ich fand es richtig, dass die teuerste Wiese des Kantons vor meinem Haus überbaut wurde. Ich fühle mich deshalb legitimiert, die zahlreichen Projekte zur Verdichtung im Dorf zu verteidigen. Aber ich bin der Einzige, der es tut. Ganz Weinfelden scheint sich darüber aufzuregen, dass acht Meter hinter der Häuserzeile an der Rathausstrasse ein Block zu stehen kommt, dass die Überbauung des Spielplatzes im Sonnenwinkel droht oder dass auch beim lauschigen Ruggengatter mit dem Waldschlösschen Scherbenhof die Bagger auffahren.

Kein Wunder, missfällt den Weinfeldern das Wachstum, denn sie haben nichts davon. Im Gegenteil: Mein Haus ist wohl nur dank der Hunde eines von wenigen im Quartier, in das bisher keine Kriminaltouristen einbrachen. Und meine Mitbewohnerin, eine Fünfzigjährige mit kaufmännischer Ausbildung, hört bei der Stellensuche: «In Konstanz finden wir immer jemanden, der für 4500 Franken kommt.»

Das heisst: Die Weinfelder und auch die Bussnanger als Repräsentanten der verhöhnten «Geranien-Schweiz» fürchten keine Fremden, sie schotten sich nicht ab, und sie wissen ganz genau, dass die Schweiz verlässliche Beziehungen zur EU braucht. Aber sie sehen, dass wir vertieft über diese Beziehungen nachdenken müssen. Darum wohl sagten sie am 9. Februar: Es reicht! ○



Europas Verschwendungsapparat

Die Bürokratie der EU verschlingt Milliarden. Diejenigen, welche die Ausgaben im Rahmen halten sollten, betreiben die Geldschleuder am intensivsten.

Von Pierre Heumann



Erfolgreiche Sparanstrengungen: EU-Zentrale in Brüssel.

Die EU verhält sich nicht anders als andere Bürokratien. Sie hat ein inhärentes Interesse, immer grösser zu werden. Mit der Expansion steigen nicht nur die Zahl der Jobs und damit Macht und Einfluss, sondern auch die Aufstiegsmöglichkeiten der Beamten.

Wer aber das Finanzgebaren der EU kritisch beleuchtet, gilt als Majestätsbeleidiger: Diese Erfahrung macht der österreichische EU-Parlamentarier Hans-Peter Martin, der seit zehn Jahren aufgrund interner Dokumente die Verschwendungssucht seiner Kollegen im EU-Parlament anprangert. In der vergangenen Woche hat er das jüngste Resultat seiner Nachforschungen ins Netz gestellt.

Seit er seine Recherchen über die grosse Verschwendung im EU-Parlament erstmals publizierte, habe sich zwar einiges verbessert, sagt Martin. So gibt es zum Beispiel keine «Phantomsitzungen» (Martin) mehr, die nur stattfanden, um durch das Eintragen in die Präsenzliste Tagegeld zu erschleichen. Das Pensionsalter wurde bei EU-Parlamentariern von 60 auf 63 Jahre erhöht, bei EU-Beamten von 63 auf 65.

Das Resultat der Sparanstrengungen ist mehr als bescheiden: Die Ausgaben konnten bloss um rund 120 Millionen Euro reduziert werden – nur ein Bruchteil der Ausgaben des EU-Parlaments. Das EU-Parlament geht mit

schlechtem Beispiel voran. Statt durch mehr Effizienz Stellen zu sparen, bleibt der Parlamentsbetrieb auf Expansionskurs. So haben die Abgeordneten den Beamtenapparat des Parlaments im Jahr 2012 weiter aufgestockt, obwohl das Parlament bereits jetzt «heillos überbläht» (Martin) ist.

Während die EU Krisenländern einen Sparkurs vorschreibt, setzen sich Parlamentarier und Bürokraten mit viel Elan über ihre eigenen Empfehlungen hinweg. Die Frauen und Männer, die in die Volksvertretung gewählt wurden, haben sich in einer Privilegienburg verschanzt und gönnen sich allerhand: Vor einem Jahr stimmten zum Beispiel 568 EU-Volksvertreter für die Beibehaltung des teuren Limousinenservice in Brüssel und Strassburg und lehnten jede Ausgabenkürzung bei EU-Institutionen ab.

Die Parlamentarier lassen sich nicht lumpen: Eine Delegation, die nach Paraguay fuhr, kostete den Steuerzahler zum Beispiel fast 2000 Euro pro Mitglied und Tag. Die Abgeordneten verwöhnen sich: 300 Mitarbeiter des EU-Parlaments durften von einem fünftägigen Sonderurlaub profitieren. In der EU-Bürokratie kommt es immer häufiger zu Frühpensionierungen, beim Invalidengeld findet eine Kostenexplosion statt. Und die ungedeckten Rentenansprüche gehen mittlerweile in

die Milliarden – letztlich auf Kosten der Steuerzahler. Mitunter verlieren die Abgeordneten den Sinn für Proportionen. So leistet sich die Zentrale in Brüssel einen auf Spitzenauslastung ausgerichteten «Medical Service» mit sieben Ärzten und neun Krankenschwestern. Trotz üppiger Ausstattung ist die medizinische Dienstleistung aber bloss für harmlose Konsultationen und Gesundheitschecks vorgesehen.

60 000 Euro für Gratis-Software

Die Übertreibung hat System: In Mitgliedsstaaten unterhält die EU eigene Agenturen, die 1,6 Milliarden Euro pro Jahr verschlingen. Damit wird eine Parallelbürokratie in Mitgliedsstaaten aufgebaut, die aus einem dichten Netz von 40 Agenturen besteht. So werden zum Beispiel im spanischen Bilbao Informationen über die Gesundheit am Arbeitsplatz gesammelt, im litauischen Vilnius wird die Gleichbehandlung von Mann und Frau untersucht. Entsprechend zugenommen hat auch die Zahl der Stellen. Mittlerweile stehen 6100 Mitarbeiter auf der Gehaltsliste der Aussenposten – im Jahr 2000 waren es noch 166. Wobei die Arbeitsbedingungen noch paradiesischer sein können als in der Zentrale. Im Auslandsdienst erhalten Beamte im Durchschnitt rund 8000 Euro –steuerfrei, versteht sich.

Die Parallelbürokratie, die Brüssel aufgebaut hat, ist nicht nur teuer – sie fördert auch den Missbrauch öffentlicher Gelder. Der Haushalt der EU ist so angelegt, dass er zur Verschwendung förmlich anstachelt. In vielen Bereichen, so die Rechnungsprüfer, seien die Rechtsrahmen «komplex», also undurchsichtig, liege «der Schwerpunkt nicht genug auf der Leistung». So erhielt zum Beispiel die bulgarische EU-Internetseite von Brüssel rund 60 000 Euro – obwohl die Homepage mit einer kostenlosen Software erstellt worden war. Die realen Auslagen für den virtuellen Auftritt im Netz hatten bescheidene 60 Dollar betragen.

Ende 2013 stellte der Rechnungshof der EU fest, dass EU-Gelder in vielen Bereichen falsch ausgegeben werden. Und nicht zu knapp: An die fünf Prozent des EU-Jahresbudgets würden fehlgeleitet, moniert der Rechnungshof. Wer von den EU-Bürokraten und EU-Abgeordneten Besserung erwartet, wird wohl eine Enttäuschung erleben. Der Rechnungshof kritisierte die liederliche Haushaltsführung nämlich nicht zum ersten, sondern bereits zum neunzehnten Mal. ○

Wissen, wohin Ihr Geld geht. *UBS Personal Financial Assistant.*



Jetzt kostenlos* testen:
www.ubs.com/mobile

Als UBS-Kunde wissen Sie immer, wohin Ihr Geld geht. Mit dem neuen Persönlichen Finanzassistenten können Sie jederzeit Ihre Ausgaben analysieren, Ihre Budgets planen und Sparziele erreichen – egal, wo Sie sind.



Wir werden nicht ruhen



Missverstandene Leidensdeutsche

Seit Jahren präsentieren deutsche Medien immer dieselbe Person als Zeugin für die angebliche Deutschenfeindlichkeit in der Schweiz: Pflegefachfrau Renate Schwarzer. In den letzten Wochen gehörte sie wieder zu den begehrtesten Interviewpartnerinnen. *Von Rico Bandle*



«Irgendwie stören wir immer»: Wahlschweizerin Schwarzer.

Selbst höchste Politiker müssten neidisch werden ob der Medienaufmerksamkeit, die Renate Schwarzer nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative erhalten hat. Kaum stand das Resultat fest, klingelte bei ihr unentwegt das Telefon. ARD, ZDF, verschiedene Zeitungen – alle wollten mit der 61-jährigen Frau sprechen. Die *Berliner Zeitung* zitierte sie mit Sätzen wie: «Ich finde diese Entwicklung gefährlich» oder, auf die SVP-Werbung angesprochen: «Wenn ich so etwas sehe, wird mir schlecht». *Bild*, die grösste Boulevardzeitung Deutschlands, beschrieb, wie Schwarzer in der Schweiz gemobbt worden war. «Was willst du in unserem Land? Mach, dass du wegst!» habe man sie am Arbeitsplatz beschimpft. In den «Tagesthemen», der grossen Nachrichtensendung des gebührenfinanzierten Fernsehsenders ARD, fragte Schwarzer besorgt: «Ist man als Mensch willkommen?»

Auch die ARD-Talkshows «Hart, aber fair» und «Anne Will» haben sie für eine Teilnahme angefragt, sie sagte jedoch ab. Das war dann doch zu viel. Denn gesucht hat Renate Schwarzer diese Aufmerksamkeit nie.

Die einfache Pflegefachfrau, die vor zehn Jahren aus Berlin in die Schweiz eingewandert

«Ich wollte doch nur Leute kennenlernen, aber doch nicht eine <Selbsthilfegruppe> gründen.»

ist, ist ungewollt zu einer der begehrtesten Interviewpartnerinnen geworden. Ihre Geschichte ist bestes Anschauungsbeispiel für die Funktionsweise der Medien: Erst schustert man sich eine These, dann sucht man jemanden, den man als Beweis dafür herzeigen kann. Ist eine solche Person gefunden, stürzen sich

alle auf sie, selbst wenn sie in die ihr zugeschriebene Rolle gar nicht richtig passt.

Sprachrohr für gemobbte Deutsche

Fünzig Jahre alt war Renate Schwarzer, als sie 2003 von ihrer Heimatstadt Berlin wegzog. Ein grosser Schritt. In Berlin hatte sie einen Job gesucht, in einem Fachmagazin war sie auf ein Stelleninserat für Pflegefachleute in der Schweiz gestossen. Schwarzer bewarb sich, wenig später machte sie sich auf zu einem neuen Lebensabschnitt nach Zürich.

Schwarzer war sogleich begeistert von ihrem neuen Zuhause: Der Job, die Stadt, das Privatleben, alles schien wunderbar. «Zürich finde ich noch heute noch super», sagt sie bei einem Treffen in einem Berner Café. Damals habe sie auch keine Diskriminierung zu spüren bekommen. Der Bruch kam nach acht Jahren. «Aus rein privaten Gründen», wie sie sagt. Eine gescheiterte Beziehung hatte sie beruflich und privat aus der Bahn geworfen. Sie zog für einen Neuanfang nach Bern. Um Leute zu finden, mit denen sie sich austauschen konnte, wandte sie sich an das Selbsthilfezentrum in Bern. Die staatliche Einrichtung unterstützte ihr Anliegen und gab einen Flyer heraus für «ungezwungene Treffen für interessierte Deutsche und Schweizer». Für die Medien war allerdings klar: Hier möchte jemand eine Selbsthilfegruppe für ausgegrenzte Deutsche gründen, schliesslich stand das Selbsthilfezentrum dahinter. Schwarzer kann darüber nur den Kopf schütteln. «Ich wollte doch nur Leute kennenlernen, aber doch nicht eine <Selbsthilfegruppe> gründen. Was für ein unpassender Begriff!», sagt sie. Doch da war es zu spät – und von da an war nichts mehr wie zuvor, die Angelegenheit wurde zum Selbstläufer.

Verschiedene Zeitungen schrieben über die «Selbsthilfegruppe», Dutzende von Interessenten meldeten sich bei Schwarzer. «Wir waren eine wild durchmischte Gruppe», sagt sie. Vom Arzt, der sich in der Praxis nicht akzeptiert fühlte, bis zum Versicherungsmakler, der in der Gruppe vor allem nach Kunden suchte, war alles vertreten. «Man hörte die unglaublichsten Geschichten. Und einige Schweizer Frauen erkundigten sich, ob sie da einen deutschen Mann kennenlernen könnten.» Journalisten aus dem In- und Ausland wollten mit Schwarzer sprechen, und machten aus ihr so etwas wie das Sprachrohr der Opfer der Schweizer Deutschenfeindlichkeit. Schwarzer, mit ihrer direkten Berliner Art – im Volks-

mund «Berliner Schnauze» genannt – gab immer Auskunft, sagte immer unverblümt ihre Meinung. Ja, sie fühle sich von den SVP-Plakaten und Politikeraussagen persönlich angegriffen; ja, es komme zu vielen Missverständnissen zwischen Schweizern und Deutschen. Die Stiefel-Inserate zeigten, dass es die SVP in erster Linie auf Deutsche – also auch auf sie – abgesehen habe: «Das sind Springerstiefel, die auf dem Schweizerkreuz herumtrampeln: ein negativ behaftetes deutsches Symbol.»

So weit lief alles noch einigermassen in kontrollierten Bahnen – bis zu ihrem Auftritt in der «Arena» des Schweizer Fernsehens im August 2012. Emotional aufgewühlt, sagte sie gegen Ende der Sendung, als Deutsche könne man in der Schweiz eigentlich nichts richtig machen: «Deutsche sind laut, Deutsche sind ar-

Es lief alles einigermassen in kontrollierten Bahnen – bis zu ihrem Auftritt in der «Arena».

rogant, Deutsche sind überheblich, Deutsche sind frech», die Klischees seien nicht wegzubringen, «irgendwie stören wir immer.» Einige Mitglieder ihrer «Selbsthilfegruppe» nahmen ihr diese Worte übel, der Konflikt führte zur Auflösung der Gruppe. Schlimmere Konsequenzen hatte ihr – eigentlich harmloser –

Fernsehaufttritt im Beruf. Eine Woche nach der «Arena» trat sie eine neue Stelle an in einem Pflegeheim einer abgelegenen Landgemeinde. Sie war die einzige Deutsche, man erachtete sie als Fremdkörper und liess sie dies auch spüren. Damals seien auch die mittlerweile vielzitierten Worte gefallen: «Was machst du in unserem Land? Mach, dass du wegkommst.» Dafür gebe es Zeugen, sie könne schwarz auf weiss beweisen, dass dieses Mobbing stattfand. Was für Schwarzer tragisch war, war für die nach Böse-Schweizer-Geschichten lechzenden Journalisten ein Glücksfall: Nun konnten sie auch noch von Mobbing am Arbeitsplatz gegen Deutsche berichten – mit Schwarzer als Zeugin.

Die Schweiz wie Westberlin

Schwarzer fühlt sich missverstanden: «Ich bin keine Schweiz-Hasserin. Ganz im Gegenteil. Ich würde mich in Deutschland genauso gegen Fremdenfeindlichkeit wehren.» Sie hat im Berliner Bezirk Wedding gelebt, wo der Ausländeranteil sehr hoch ist. «Meine Kinder habe ich deswegen in eine Privatschule geschickt. Man findet doch immer eine Lösung, man muss die Ausländer doch nicht gleich abschieben», sagt sie und macht einen eher gewagten historischen Vergleich: «Als Westberlinerin habe ich 40 Jahre lang auf einer «Insel» leben dürfen. Hier in diesem Land so eine ähnliche Idee auch nur anzudenken, darf man doch keinem Schweizer zu-

muten.» Insgesamt gefalle es ihr gut in der Schweiz. «Ich bin nicht das arme verlorene Würstchen, als das ich oft dargestellt werde.» Auch beklagt sie sich nicht über mangelnde Unterstützung von öffentlichen Stellen. Sie hat hier ein Stipendium für ein Studium erhalten, und da sie oft nur temporär arbeitet, war sie auch schon auf die Arbeitslosenversicherung angewiesen.

Wenn nun mit der Masseneinwanderungsinitiative inländische Arbeitssuchende jenen aus dem Ausland vorgezogen werden, so wird sie auch davon profitieren. «Ich sage ja gar nicht, dass alles falsch ist an der Initiative. Es ist der Tonfall, diese fremdenfeindliche Stimmung, dieses Gefühl, unerwünscht zu sein, was mich stört.» Sie plädiert für mehr Empathie den Fremden gegenüber. «Stellen Sie sich einmal vor, ganz Deutschland wäre volltapetiert mit Schweizer Käseplakaten, die suggerieren, die Schweizer seien unerwünscht. Das würde Sie doch auch verletzen?»

Mittlerweile ist in Deutschland die Aufregung über die Masseneinwanderungsinitiative etwas abgeflaut – und damit auch das Interesse an der auskunftsbereiten Pflegefachfrau. Nun hat Renate Schwarzer etwas Ruhe – bis die Journalistenschar wieder jemanden braucht, den man als Beweis dafür vorschieben kann, wie übel den Deutschen im kleinen Alpenland mitgespielt wird. ○

Roger erklärt uns die Welt.

THE SHOE PEOPLE



NAVYBOOT
S W I T Z E R L A N D

Besser ohne EU-Geld

Nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative stellt die EU die Forschungszusammenarbeit zur Disposition. Wissenschaft und Politik schlagen Alarm. Dabei hat die Schweiz jetzt die einmalige Chance, sich aus der lähmenden EU-Bürokratie zu befreien. *Von Florian Schwab*

Patrick Aebischer ist ein brillanter Hochschulmanager. Unter seiner Ägide als Präsident hat die ETH Lausanne (ETHL) in den vergangenen zehn Jahren eine rasante Entwicklung eingeschlagen. Als grossen Erfolg konnte die ETHL vor genau einem Jahr verbuchen, dass der Europäische Forschungsrat (European Research Council, ERC) das Zentrum für Hirnforschung der ETHL zu einem von nur zwei weltweiten Flaggschiffprojekten bestimmte und über zehn Jahre mit insgesamt 500 Millionen Euro finanzieren will: das «Human Brain Project», das der südafrikanische Hirnforscher Henry Markram am Genfersee aufgezogen hat.

Nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative der SVP am 9. Februar hat die EU einen Verhandlungstermin über die bilateralen Forschungsabkommen abgesagt. Dabei wäre es um «Horizon 2020» gegangen, das EU-Forschungsprogramm 8 (FP 8), das von 2014 bis 2020 dauern soll und für das die Schweiz bereits Beiträge von 3,5 Milliarden Euro (ca. 4,5 Milliarden Franken) für den gemeinsamen EU-Topf budgetiert hat. Obwohl bis anhin erst ein Treffen abgesagt wurde, schlägt Aebischer Alarm. Im Interview mit der *Bilanz* warnt er, dass Lausanne bei der Eingabe für die zweite Tranche des «Human Brain Projects» «den Lead abgeben müsste, falls die Schweiz bis dahin keine Lösung mit der EU gefunden hat».

Nicht nur das «Hirn-Projekt» bereitet Aebischer Kopfzerbrechen. Er warnt vor einem «Grounding des Schweizer Forschungsplatzes» ohne die EU-Gelder. Darum hat sich der ETHL-Präsident gemeinsam mit den Würdenträgern sämtlicher Schweizer Universitäten und Hochschulen wenige Tage nach der Abstimmung an den Bundesrat gewandt: Jetzt sei die «Assoziierung unseres Landes ans 8. EU-Forschungsrahmenprogramm «Horizon 2020» sowie auch die Beteiligung an «Erasmus+» bedroht».

«Von einem Tag auf den anderen» sei der Forschungsplatz Schweiz in eine «aktuelle Notlage» geraten, und die Bundesräte Burkhalter (FDP), Sommaruga (SP) und Schneider-Ammann (FDP), an die das Schreiben adressiert ist, werden ersucht, «alle möglichen und erdenklichen Massnahmen zu ergreifen und Schritte zu unternehmen, damit eine Assoziierung an «Horizon 2020» und «Erasmus+» möglich wird». Nach Erhalt des Briefes lud Schneider-Ammann die Absender postwendend zu sich nach Bern ein und versicherte ihnen in einem Treffen am vergangenen Montag, dass «er alles unternehme, um eine im Interesse der

Schweizer Lehre und Forschung stehende Verhandlungslösung zu finden».

Was versetzt die vereinigte Hochschulprominenz und Politik derart in Panik? Im Schreiben weisen die Rektoren darauf hin, dass beim Vorgängerprogramm von «Horizon 2020» «pro investiertem Franken jeweils Forschungsmittel in der Höhe von bis zu 1,5 Franken» ins Land zurückgeflossen seien. Zum anderen drohe «das Vertrauen in unseren Forschungsplatz nachhaltig erschüttert» zu werden. Die «Attraktivität unserer Forschungsstätten, um weiterhin die weltweit besten Forschenden, Dozierenden und Studierenden in die Schweiz holen zu können, ist in Gefahr».

Reitet der Volksentscheid den Schweizer Forschungsplatz ins Verderben? Ein Blick auf die Zahlen und Fakten bringt Entwarnung. Zunächst einmal ist der Anteil der EU-Beiträge an Schweizer Forschungsinstitutionen bescheiden. In einer Zwischenbilanz zum «Horizon»-Vorgänger, dem FP 7, hat das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation errechnet, dass zwischen 2007 und 2012 total 1,6 Milliarden Franken an Schweizer Einrichtungen geflossen seien. Pro Jahr macht dies 313 Millionen Franken. Das Bundesamt für Statistik (BFS) weist die öffentlichen Ausgaben für Forschung und Entwicklung in der Schweiz für das Jahr 2010 mit 4,6 Milliarden Franken aus – Tendenz steigend. Die privaten Ausgaben für Forschung und Entwicklung werden von der OECD auf weitere zwei Prozent des BIP geschätzt (rund 12 Milliarden Franken). Die EU-Millionen ma-

Liegt der Papierberg erst einmal in Brüssel, so warten die Forscher ein Jahr auf einen Entscheid.

chen also nur einen verschwindend kleinen Bruchteil von zwei Prozent der totalen Forschungsausgaben in der Schweiz aus. Klammert man die private Forschungsfinanzierung aus und beschränkt sich auf die öffentliche Hand, so sind es knapp sieben Prozent.

Allerdings: Von diesen zwei respektive sieben Prozent der Forschungsausgaben zahlt die Schweiz einen Löwenanteil selber, indem sie das EU-Forschungsprogramm FP 7 mit Milliarden finanziert – darauf bezieht sich Aebischers in etlichen Interviews wiederholte Aussage, wonach die Schweiz pro investiertem Franken Fr. 1.50 zurückerhalte. Leider lässt sich auch diese Aussage nicht halten, wie eine Nachfrage

beim zuständigen Staatssekretariat zeigt: Die ursprünglich von den Berner Beamten selbst publizierte Zahl errechnet sich aus dem prozentualen Anteil der Schweiz an den FP-7-Ausgaben und dem prozentualen Anteil der Schweiz an den gesprochenen Fördermitteln. Über die absoluten Rückflüsse sagt sie nichts aus, weil viel Geld in der Brüsseler Umverteilungsmaschine steckenbleibt. Die publizierte Zahl bedeute somit «nicht, dass bei einem nach Brüssel überwiesenen Franken ein Betrag von Fr. 1.52 zurückkommt – aber das wird zugegebenermassen oft falsch interpretiert».

Schneider-Ammanns Staatssekretariat weist für den FP-7-Vorgänger FP 6 (2002–2007) einen bescheidenen positiven Nettorückfluss von 20 Millionen aus (über den gesamten Zeitraum), halb so viel, wie der Schweizerische Nationalfonds jährlich für Doktoranden mit EU-Pass an Schweizer Unis ausgibt. Genaue Zahlen für das 2013 beendete FP 7 liegen frühestens 2016 vor. Zu dieser kleinen Zahlen-Mogelei wollte sich Aebischer gegenüber der *Weltwoche* nicht äussern. Seine Mitarbeiter bestätigen, dass mehr als 10 Prozent der einbezahlten Gelder in der EU-Bürokratie liegen bleiben. Realistisch wäre also höchstens ein Rückfluss von Fr. 1.35.

«Zeit- und Geldverschwendung»

Blickt man etwas zurück, so zeigt die Geschichte der Schweizer Beteiligung an den EU-Programmen, dass die Schweizer Forscher die Peitsche aus Brüssel nicht immer so sehr gefürchtet haben wie Patrick Aebischer und Kollegen heute. Als sich die Schweiz im Jahr 1994 anschickte, die erste Forschungsmilliarde nach Brüssel zu überweisen, wandten sich sämtliche damals lebenden Schweizer Nobelpreisträger in den Fächern Physik und Chemie mit einem offenen Brief an den Bundesrat. Vladimir Prelog (Nobelpreis 1975), Heinrich Rohrer (1986), Alexander Müller (1987), Georg Bednorz (1987) und Richard Ernst (1991) verlangten, auf die Zahlung zu verzichten, denn «wir erachten den Gewinn für die Forschung, Entwicklung und industrielle Produktion der Schweiz für gering».

Nobelpreisträger Ernst hatte bereits zuvor das Programm als «Zeit- und Geldverschwendung» gebrandmarkt und präzisierte gegenüber der *Sonntagszeitung*, dass in den EU-Programmen für den einzelnen Forscher der administrative Aufwand steige. Mit einer direkten Finanzierung ihrer eigenen Forschung fahre die Schweiz daher besser. Die seinerzeit bereits von den Nobelpreisträgern geäusserte



«Grounding des Schweizer Forschungsplatzes»: ETHL-Präsident Aebischer.

Kritik an den EU-Programmen nimmt von Neuauflage zu Neuauflage zu. Im Jahr 2010 hatte eine von der EU-Kommission eingesetzte Expertengruppe den Auftrag, das FP 7 im Rahmen einer «Interim Evaluation» zu durchleuchten. Die Erfolgsrate der geförderten Projekte, so das Gutachten, sei in vielen Bereichen tief, ein Hinweis auf «erhebliche Verschwendung von Ressourcen in verfehlten Projekten, die als förderungswürdig erachtet werden, die aber gar nie richtig in die Gänge kommen», so die EU-Gutachter.

Das Expertengremium, dem man gewiss nicht nachsagen kann, dass es aus unverbesserlichen EU-Gegnern zusammengesetzt war, sieht die grösste Schwäche des Forschungsprogramms darin, dass es «übertrieben und unnötig bürokratisch» sei. «Häufig entsteht der Eindruck, dass komplizierte Abläufe ohne guten Grund eingeführt werden und dass die «Maschine» besser darin ist, neue Schwierigkeiten einzubauen als diese abzubauen.» Trotz Lippenbekenntnissen zum Bürokratieabbau enthalte das siebte Forschungsprogramm im Vergleich zu seinem Vorgänger 700 neue Vorschriften.

Bürokratie führt zu Leerlauf. Bereits das Ausfüllen der Formulare und Anträge braucht viel Zeit. Eine Teilnehmerbefragung zeigt, dass allein der Projektkoordinator im Mittel 365 Stunden al-

lein für die Antragstellung und 197 Stunden für die Vertragsverhandlungen mit der EU aufwendet, was 70 Arbeitstagen entspricht. Liegt der Papierberg erst einmal in Brüssel, so warten die Forscher im Mittel ein ganzes Jahr auf einen Entscheid – in manchen Themengebieten wie Transport und Sicherheit können auch einmal fast drei Jahre ins Land gehen. Die Evaluation spricht von einem «fehlenden Dringlichkeitsbewusstsein und mangelndem Willen, Lösungen zu finden» auf Seiten Brüssels.

Raus aus dem Hamsterrad

Zu den absurden Vorschriften gehört eine umfassende Pflicht zur Arbeitszeiterfassung. Der Forscher, der bis spätnachts an seinen Untersuchungen tüfelt, ohne auf die Uhr zu schauen, kommt in der Vorstellung der Beamtenmada von EU-Forschungskommissarin Máire Geoghegan-Quinn offenbar nicht vor.

Vieles spricht dafür, dass eine Befreiung aus diesem bürokratischen Hamsterrad für die Schweizer Forschung von Vorteil wäre. Trotz der unverändert bürokratischen EU will Nobelpreisträger Richard Ernst heute aber nichts mehr von seiner früheren Opposition wissen: «In der Zwischenzeit hat sich die Situation radikal geändert. Heute sehe ich eine Zusammenarbeit mit Europa in der Forschung nur

positiv.» Genauer begründet Ernst seinen Sinneswandel nicht. Fakt bleibt: Die EU-Finanzierung macht nur einen sehr kleinen Teil der Schweizer Forschungsfinanzierung aus. Die mit der Förderung verbundene Bürokratie hat nicht etwa ab-, sondern zugenommen.

Selbst wenn alle Stricke reissen und die Schweiz bei «Horizon 2020» nicht mitmacht, droht kein «Grounding» des Forschungsplatzes. Die Förderung von Projekten wie dem «Human Brain Project» bliebe theoretisch möglich. Bereits das FP 7 rühmte die EU als «grösstes Forschungsprogramm der Welt, offen für Teilnehmer aus allen Ländern». Der Europäische Forschungsrat, der das «Human Brain Project» finanziert, wirbt auf seiner Website damit, «Top-Wissenschaftler aus der ganzen Welt» zu fördern. Umfangreiche Gelder fliessen nach Israel, das nicht EU-Mitglied ist und keine Personenfreizügigkeit mit der EU kennt.

Mit Blick auf die Schweiz kann man entspannt feststellen, dass von den rund 250 vom ERC geförderten Wissenschaftlern an Schweizer Institutionen nur 19 Prozent einen Schweizer Pass haben. 58 Prozent sind EU-Bürger. Auch vom EU-Austauschprogramm «Erasmus» profitiert vor allem die EU: In jedem Jahr seit Bestehen kamen mehr «Erasmus»-Austauschstudenden in die Schweiz als umgekehrt. ○

Akademisches Monstrum

Mit dem Lehrplan 21 wollen die Deutschschweizer Erziehungsdirektoren die Schulbildung vereinheitlichen. Er umfasst 550 Seiten und 4753 eingeforderte «Kompetenzen». Die Lehrerbasis wehrt sich gegen das «monumentale Regelwerk». *Von Peter Keller*

Mühsam. Nur schon an den Lehrplan 21 (LP 21) zu kommen, ist ein aufreibendes Unterfangen. In gedruckter Form rückt die Schweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) das Papier gar nicht erst heraus. Einfach herunterladen kann man den LP 21 auch nicht. Wer die einzelnen Teile schliesslich zusammengesucht hat, ausdruckt und ordnet, bekommt ein 550-seitiges Monstrum ohne brauchbares Inhalts- und Stichwortverzeichnis, das nun auf die Schweizer Schulen, Lehrer und Kinder losgelassen werden soll.

Dass sich die Deutschschweizer Kantone auf gemeinsame, verbindliche Lernziele einigen, wäre an sich ein sinnvolles Projekt. Nur verweigert der Lehrplan 21 ebendiese Kernaufgabe. Die Macher gehen sogar ausdrücklich auf Distanz, wie der Einleitung zu entnehmen ist: «Beschrieben Lehrpläne bis anhin, welche Inhalte Lehrpersonen unterrichten sollen, beschreibt der Lehrplan 21, was Schülerinnen und Schüler am Ende von Unterrichtszyklen können sollen. An die Stelle von Lernzielen und stoffinhaltlichen Vorgaben treten fachliche, personale, soziale und methodische Kompetenzen.»

«Kompetenzen» heisst also die neueste Mode unter Bildungsakademikern. Was auf den ersten Blick grossartig klingt (wer kann etwas gegen die Vermittlung von Kompetenzen haben?), erweist sich bei näherer Betrachtung als praxisuntaugliches Instrument. Statt klar definierte Lerninhalte werden zahllose, diffus formulierte «Kompetenzen» eingefor-

«Kognitive Aktivierung»,
«binnendifferenzierender
Unterricht», «Verstehensklarheit».

dert. Drei Beispiele: «Die Schülerinnen und Schüler [...] können Formen und Verfahren konstruktiver Konfliktbearbeitung anwenden» (überfachliche Kompetenzen). «Die Schülerinnen und Schüler [...] können Konsumententscheidungen mittels einer einfachen Nutzwertanalyse begründen» (Kompetenzen NMG – Natur, Mensch, Gesellschaft). «Die Schülerinnen und Schüler [...] können verschiedene Varietäten der Fremdsprache wahrnehmen» (Kompetenzen Sprachen).

Laut Walter Herzog, Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität Bern, beläuft sich die Zahl der angeführten Kompetenzen insgesamt auf 4753. Eine groteske Zahl



«Hunderte von Kompetenzzielen».

und letztlich ein Auftrag an die Schulen und Lehrpersonen, der sich weder umsetzen noch überprüfen lässt. Selbst der sonst EDK-freundliche Lehrerverband hält den vorliegenden LP 21 für «zu umfassend» und «zu anspruchsvoll». Konkreter wird die Kritik aus der Lehrerbasis: Die Initianten des Memorandums «550 gegen 550» mit mehreren hundert Mitunterzeichnern sprechen von einem «monumentalen Regelwerk», das den Lehrpersonen keinen Freiraum mehr lasse.

Im Memorandum äussern verschiedene Betroffene ihren Unmut, wie etwa Caroline Rey, Lehrerin Sek B in der Stadt Zürich: «Ich möchte im Lehrplan erfahren, welche Bildungsinhalte wesentlich und verbindlich sind. Wenn ich aber ein randvolles Bildungsprogramm in Form von Hunderten von Kompetenzziele erfüllen soll, wird eine sinnvolle inhaltliche Planung des Unterrichts auch im Hinblick auf die anschliessende Berufsschule unmöglich.»

«Entmündigung der Lehrpersonen»

Gerade in den unteren Klassen lebt der Unterrichtserfolg von klaren Strukturen, die auch den Kindern zugutekommen. Der Lehrplan pulverisiert dagegen die Jahrgangsklassen durch «Lernzyklen» (1. Zyklus 4. bis 8. Lebensjahr; 2. Zyklus 3. bis 6. Klasse, 3. Zyklus 7. bis 9. Klasse) und damit auch die Verbindlichkeit von Lernzielen, die Ende eines Schuljahres erreicht werden sollen. Auch das unnötige Vermanschen von Fächern verstärkt die Unübersichtlichkeit: Statt von Naturkunde, Geschichte, Geografie wird neu vom Unterrichtsblock «Natur, Mensch, Gesellschaft» gesprochen. Als ehemaliger Primar- und Gymnasiallehrer habe ich stellvertretend versucht, die «Kompetenzen» im Bereich Schweizer Geschichte zu finden. Ein schier aussichtsloses Experiment. Statt wenige (die wichtigsten!) Lernziele pro Fach und Klasse zu formulieren, wird ein unstrukturiertes Gemenge von Kompetenzen verbreitet.

Umso wichtiger scheint den involvierten Bildungstheoretikern, ihre Vorstellungen von Unterricht durchzusetzen. Damit mischt sich der LP 21 in die didaktische Hoheit der Lehrpersonen ein: Der Lehrer soll zum «Lerncoach» werden, die Schüler sollen «selbstgesteuert» lernen, die Schule soll «Lerngelegenheiten» bieten. Hier wird das Prinzip Lehrplan auf den Kopf gestellt: Ein Lehrplan soll Lernziele definieren. Der Weg dorthin, der Unterricht, liegt in der Verantwortung und der Freiheit der Lehrpersonen.

Professor Herzog legt diese Anmassung offen. Der vorliegende Lehrplan versuche als politisches Instrument didaktische Methoden aufzuzwingen: «Das heisst nichts anderes, als dass die Politik mit dem Lehrplan 21 bis auf die Unterrichtsebene durchsteuern will – etwas, was es bisher hierzulande nicht gegeben hat! Die Folge wird eine Entmündigung der Lehr-



«*Politisches Instrument*»: Professor Herzog.

personen und eine Deprofessionalisierung des Lehrberufs sein.»

Sein Kollege, Professor Rudolf Künzli, Direktor der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz, teilt diese Einschätzung: Lehrpläne könnten «allenfalls die Institution Schule ausrichten und regulieren», mit Sicherheit aber «nicht den Unterricht und die Lehr- und Lernprozesse». Wer diese Unterscheidung nicht respektiere, handle entweder «naiv oder hybrid übergriffig».

Praxisfernes Geschwurbel

Wie akademisch und praxisfern der Lehrplan ausgerichtet ist, zeigt sich an der vorherrschenden Schwurbelsprache. Da ist von «kognitiver Aktivierung», «binnendifferenzierendem Unterricht», «effektivem Klassenmanagement» und «Verstehensklarheit» die Rede. Klar ist nur, dass diese Sprache ausserhalb der Akademikergemeinde kaum jemand versteht.

Das Eidgenössische Hochschulinstitut für Berufsbildung (EHB) behauptet, die Berufsbildung wünsche sich Jugendliche, die «positive Selbstwirksamkeitsüberzeugungen» hätten (was immer das ist) und über viele Selbstkompetenzen verfügten (wie «Umgang mit Frust, Eifersucht und Liebeskummer»). Erst am Schluss der Aufzählung ist von der Anwendung des Wissens die Rede in Mathematik, Physik und Sprache.

Diese Liste zeigt, wie weltfremd die Hochschulpädagogik wirkt. Lehrlingsausbildner beklagen, dass viele Schulabgänger elementare Fertigkeiten nicht mehr mitbringen würden: Die jungen Berufsanfängerinnen und Berufsanfänger können Dreisatz-Rechnungen nicht lösen, versagen beim Prozentrechnen, verstehen einfache Textaufgaben nicht. Was nützen Tausende von geforderten Kompetenzen, wenn nach Ende der obligatorischen Schulzeit elementarstes Wissen und Können fehlt? Der Lehrplan 21 gibt keine Antworten auf diese Probleme. Im Gegenteil: Er vertieft den Graben zwischen Volksschule und Berufswelt und will den Lehrpersonen ein praxisuntaugliches Monstrum aufzwingen.

Peter Keller, ehemaliger Primar- und Mittelschullehrer, ist Nationalrat und Mitglied der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur der SVP.

Schule

Beste Bildung

Der Lehrplan 21 nivelliert nach unten. Zum Beispiel auf Kosten des Lateins.

Von Artur Terekhov

Trotz angekündigter Harmonisierung wurde nur für sechs Kantone (AG, AI, BL, BS, FR, SH) ein Lehrplan für das Fach Latein ausgearbeitet – und zwar bloss für jene, die einer kantonalen Mitfinanzierung zugestimmt hatten. Offenbar gibt es für die Lehrplan-21-Befürworter gewichtige Gründe, Latein versteckt abzuwerten.

Zuerst einige Fakten: Die im Jahre 2008 veröffentlichte Bildungsstudie Evamar II zeigte deutlich, dass Maturanden mit altsprachlichem Profil über die beste Breiten- und Tiefenbildung sowie über die höchste allgemeine Studierfähigkeit verfügen. Sie sind überdurchschnittlich darin begabt, analytisch zu denken und im täglichen Leben Analogien zu bilden. Selbst in Biologie und Chemie erreichen Schülerinnen und Schüler mit altsprachlichem Profil nahezu die Leistungen jener mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Profil.

Latein und Griechisch vermitteln humanistische Werte und bringen die christlich-abendländische Kulturtradition näher: Die lateinische Vulgata-Bibel erschien rund 1000 Jahre vor Luthers Übersetzung, ist somit bei den meisten Altphilologen fester Unterrichtsbestandteil und sorgt mit Sicherheit für mehr Tiefgang als der im Lehrplan 21 vorgesehene Ethik- und Religionsunterricht. Häufig wird vorgebracht, dass alle Maturatypen gleichwertig seien und zum Studium befähigten. Das mag formell, abgesehen von gewissen geisteswissenschaftlichen Studienfächern mit ihrem Lateinobligatorium, zutreffen. Aber wo sind die erfolgreichen Medizin-, Rechts- und ETH-Studierenden, die eine Matura mit einem Psychologie- oder Kunstprofil absolviert haben?

Angesichts dieser Fakten ist auch klar, warum Latein schleichend ausgemerzt werden soll: Es ist zu sehr an Elitenförderung sowie dem bewährten dualen Bildungssystem orientiert und passt daher nicht mehr zur linksliberalen Forderung «Bildung für alle». Alte Sprachen wirken selektiv und wirken damit der angestrebten (politisch motivierten) Erhöhung der Maturaquoten entgegen, die nur auf Kosten des Niveaus zu erreichen ist.

Artur Terekhov hat eine altsprachliche Matura und ist Student der Rechtswissenschaften.



Essay

Dilemma der Fremdsprache

Als in Graubünden die Initiative für eine Fremdsprache in der Primarschule eingereicht wurde, hagelte es Proteste. Sind wir die schlechteren Schweizer, wenn wir einen besseren Sprachunterricht fordern?

Von Urs Kalberer

Die Initiative für eine Fremdsprache in der Primarschule sei «ein zersetzender und verderblicher Vorschlag für unsere friedliche Koexistenz», wie es ein Vorstandsmitglied der staatlich unterstützten Sprachorganisation Pro Grigioni Italiano ausdrückt. Ähnlich apokalyptisch tönt es aus der Romandie, wo Lehrer an die nationale Solidarität appellieren, wenn einzelne Kantone mit dem Gedanken spielen, Französisch an der Oberstufe anzusetzen. Der Aufschrei weckt Misstrauen: Sind wir unsolidarisch und schlechte Schweizer, bloss weil wir uns einen besseren Sprachunterricht wünschen?

Während der Lehrplan 21 grossspurig von der Vereinheitlichung der Bildungsinhalte spricht, existieren in der Deutschschweiz gleich mehrere Modelle der Umsetzung des Sprachenkonzepts. Damit wird der Verfassungsauftrag der Harmonisierung ausgerechnet im wichtigsten Bereich missachtet.

Blenden wir zurück: Im Jahr 2004 fasste die Erziehungsdirektorenkonferenz einen schwerwiegenden Grundsatzentscheid: Beraten von führenden Sprachwissenschaftlern des Landes, beschloss man, den Fremdsprachenunterricht um zwei Jahre vorzulegen. Das Hirn von Kindern sei besonders aufnahmefähig für Sprachen. Gleichzeitig fühlte man sich durch den weltweit zu beobachtenden Trend zur Vorverlegung der Fremdsprachen bestätigt.

Der Zeitpunkt ist nicht entscheidend

In der Zwischenzeit zeigen die Erfahrungen mit der Vorverlegung zwei Dinge: Es gibt noch keine praktikable Didaktik für Primarschüler – das Versprechen des spielerischen Lernens ohne Anstrengung kann nicht eingehalten werden. Zweitens ist der Erfolg – gemessen am riesigen Aufwand – bescheiden. Es ist für die Sprachkompetenz am Ende der Schulzeit nicht entscheidend, wie früh man beginnt. Kinder können nämlich ihre Vorteile gegenüber Erwachsenen nur ausspielen, wenn sie sehr viel Kontakt zu neuen Sprachen erhalten. Da ältere Schüler sehr viel schneller und nachhaltiger lernen als jüngere, ist ein auf weniger Jahre komprimierter Unterricht mit mehr Wochenlektionen gegen Ende der Schulzeit wirkungsvoller. Diese Erkenntnis ist die erste Voraussetzung zum Durchschnei-

den des helvetischen Sprachenknotens und entschärft die herrschende Hysterie rund um das schulische Fremdsprachenlernen. Der Beginn des Unterrichts einer Fremdsprache ab Sekundarstufe ist keine Katastrophe, sondern kann durchaus ein Vorteil sein.

In der Fremdsprachenpolitik treten die Westschweizer Kantone geeint als eine Sprachregion auf – unabhängig davon, ob einsprachig oder mit einem deutschsprachigen Kantonsteil. Im Unterschied dazu sind die Deutschschweizer Kantone in heterogene Fraktionen aufgespalten.



Hysterie rund um den Sprachunterricht.

Sprachlich gesehen besteht die Schweiz aber nicht aus 26 Kantonen, sondern aus vier Regionen. Wie die Westschweiz soll auch die Deutschschweiz gemeinsam auftreten. Der zweisprachige Kanton Bern muss den Deutschbernern die Freiheit lassen, sich an der restlichen Deutschschweiz zu orientieren – genau gleich, wie es die Französischberner mit der Romandie auch tun. Das ist der Preis für die von der Bevölkerung geforderte interkantonale Mobilität.

Die Bedürfnisse der einzelnen Sprachregionen unterscheiden sich deutlich voneinander. Für einen Rätromanen ist Deutsch viel zentraler als für einen Deutschbündner Roma-

nisch. Unsere momentane Politik gründet auf einem «Gleichgewicht des Schreckens». So ist aus den Reaktionen aus der lateinischen Schweiz zwischen den Zeilen zu lesen: «Wenn wir schon das Opfer auf uns nehmen und Deutsch ab der 3. Klasse unterrichten, dann erwarten wir, dass auch ihr unsere Sprache ab der 3. Klasse unterrichtet.» Doch diese Art von ausgleichender Gerechtigkeit kann keine tragende Stütze für ein Sprachenkonzept sein.

Besonders ausgeprägt zeigt sich dies am Beispiel des einzigen dreisprachigen Kantons Graubünden. Dort rühmt man sich eines Konzepts, das den Schülern in jeder Sprache arithmetisch genau gleich viele Fremdsprachenlektionen zur gleichen Zeit zumutet. Was rechtlich und politisch durchaus vertretbar aussieht,

Sprachlich gesehen besteht die Schweiz nicht aus 26 Kantonen, sondern aus vier Regionen.

wird in der Realität zur Farce. Die Romanen, die zweisprachig deutsch-romanisch aufwachsen und für die Italienisch nahe liegt, werden in den gleichen Topf geworfen wie die Deutschbündner. Diese wiederum lernen – aus erzwungener kantonaler «Solidarität» und mit desolaten Resultaten – ab der dritten Primarklasse Italienisch und nicht wie ihre Kameraden in der restlichen Ostschweiz Englisch. Wir brauchen darum eine differenzierte Gewichtung der Interessen jeder Sprachregion.

Die zu Beginn zitierten Reaktionen auf einen Abbau von Französisch oder Italienisch an der Primarschule gehen von einem kontingentierte Sprachenlernen aus, das die Landesinteressen höher einstuft als die Bedürfnisse der Lernenden. Wenn die Westschweiz wie bisher Deutschkenntnisse als prioritär einstuft, dann darf sie das tun. Niemand soll aber die Italienischbündner und Tessiner zwingen, Deutsch zu lernen, genau gleich, wie niemand den Deutschschweizern ein schlechtes Gewissen einreden darf, wenn sie Französisch erst ab der Oberstufe lernen wollen.

Urs Kalberer ist Sekundarschullehrer in Malans GR und Lehrerfortbildner.

Perrenouds Plagiatsdoktor

Der Berner Gesundheitsdirektor Philippe Perrenoud hat schon mehrere zweifelhafte Personalentscheidungen getroffen. Die jüngste betrifft den vor kurzem ernannten Kantonsarzt Jan von Overbeck. Er hat bei Kollegen abgeschrieben. *Von Christoph Landolt*

Presstetermin an der Rathausgasse 1, dem Sitz der Berner Gesundheits- und Fürsorgedirektion. Vor die Journalisten tritt Jan von Overbeck, der neue Berner Kantonsarzt, der seine Stelle Anfang Jahr angetreten hat. Die Übergabe der Geschäfte habe reibungslos geklappt, sagt von Overbeck. Es sei nichts Dringliches liegengeblieben. Zwar habe es Verzögerungen in Dossiers gegeben, das werde er nun aber anpacken. «Ich war positiv überrascht, wie gut das Amt organisiert ist.»

Nette Worte zum Gestern, Ankündigungen zum Morgen – das ist Routine, wenn ein neuer Chef über seine Abteilung spricht. Doch in diesem Fall ist das Lob der Vergangenheit nicht selbstverständlich, denn das mit fünfzehn Stellen ausgestattete Berner Kantonsarztamt gilt als Problemabteilung. Seitdem der Psychiater und SP-Politiker Philippe Perrenoud im Jahr 2006 die Verantwortung für die Gesundheitsdirektion übernommen hat, schreibt es immer wieder Negativschlagzeilen. Eine der grössten Dauerbaustellen in Perrenouds Reich ist das Kantonsarztamt, eine kleine, aber umso bedeutendere Behörde, zuständig nicht nur für die Kontrolle von allerlei Seuchen, sondern auch von 3000 praktizierenden Ärzten im Kanton.

Im vergangenen Februar kündigten der Kantonsarzt und sein Stellvertreter. Perrenoud beauftragte einen teuren Headhunter mit der Suche nach einem Nachfolger. Dennoch fand er für das «sinkende Schiff» (*Berner Zeitung*) lange keinen. Erst im Oktober konnte die Gesundheitsdirektion einen neuen Kantonsarzt präsentieren: Jan von Overbeck.

Der 59-jährige Freiburger dürfte sich nur als die nächste zweifelhafte Personalentscheidung in der an zweifelhaften Personalentscheidungen reichen Politkarriere des Gesundheitsdirektors erweisen. Denn von Overbeck erfüllt zwar fast alle Kriterien, die im Stellenbeschrieb aufgestellt wurden (fundiertes medizinisches Fachwissen, sehr gute Kenntnisse des Schweizer Gesundheitswesens, mehrjährige Führungserfahrung). Doch eine der wichtigsten Voraussetzungen, um mit Ärzten zusammenarbeiten zu können, bringt er nicht mit: den Ruf als integrierender Mediziner.

Manipulative Absicht

Darauf aufmerksam gemacht hat *Ars Medici*, eine kleine Ärztezeitschrift. Vor einigen Wochen druckte sie einen Beitrag, der als Glosse bezeichnet wird, aber nichts Lustiges an sich hat. Unter dem Titel «Amtstauglichkeit von Plagia-



Wusste nichts, hörte nichts, sagte nichts: Gesundheitsdirektor Perrenoud.

toren?» heisst es: «Dr. Jan von Overbeck, designierter Kantonsarzt von Bern, hat plagiiert. 2005 war es zirka ein Viertel seiner Publikation. Weiss Regierungsrat Perrenoud davon? Oder akzeptiert er es bei seinem Chefbeamten?»

Belege für die harten Anschuldigungen führt der Artikel nicht an, und auch ein Autor wird nicht genannt. Doch unter den Medizinern wissen viele, worauf *Ars Medici* anspielt. 2005 erschien in *Medinfo*, den «Mitteilungen der Lebensversicherer an die Schweizer Ärzteschaft», ein Artikel über «Risiken und Grenzen der medizinischen Diagnose in der Erwerbsunfähigkeitsversicherung». Autor: Dr. med. Jan von Overbeck, Chief Medical Officer, Swiss Re.

In der nächsten Ausgabe der Zeitschrift, die in einer Auflage von 12 000 Exemplaren gedruckt wird, «bedauerte» die Redaktion, dass sie einen Artikel abgedruckt hatte, der «ohne Quellenangabe grössere Abschnitte fremder Texte wiedergab». Ungefähr 25 Prozent des Textes und der Tabellen seien in Wirklichkeit «unverändert oder nach geringfügigen Änderungen» kopiert worden. Der Urheber, Jan von Overbeck, entschuldige sich bei den Autoren des Originalartikels und verpflichte sich, «den beanstandeten Artikel nicht zu verbreiten». Ausserdem drücke er seine Dankbarkeit dafür aus, dass die Angelegenheit aussergerichtlich habe gelöst werden können.

Wie glaubwürdig ist ein Kantonsarzt, der sich bei Medizinerkollegen bedient? Der nicht nur gegen die wissenschaftlichen Sitten, sondern auch gegen das Recht auf geistiges Eigentum verstossen hat? Hinter vorgehaltener Hand sagen sämtliche befragten Berner Ärzte das Gleiche: Es ist undenkbar. Wer Berufsausübungsbewilligungen ausstellen, gesundheitspolizeiliche Massnahmen anordnen oder über fürsorgereiche Unterbringungen zu entscheiden hat, muss eine Persönlichkeit von höchster Integrität sein, so die Kollegen.

Verfahren «sehr sorgfältig» durchgeführt

Der Gesundheitsdirektor will über die Eignung seines neuen Spitzenbeamten nicht diskutieren. «Diese Frage ist gegenstandslos», lässt er über seinen Sprecher Jean-Philippe Jeannerat ausrichten. Perrenouds Schweigen ist verständlich – für ihn ist die Plagiatsaffäre peinlich: Entweder hat er sich bewusst für einen Plagiator als Kantonsarzt entschieden. Oder aber er hat nicht geprüft, wen er anstellt.

Gemäss Jeannerat wusste die Gesundheitsdirektion nichts vom Plagiat von Overbecks. Das Anstellungsverfahren sei «sehr sorgfältig» ausgeführt worden. Die Personalabteilung habe «mit einem externen und breit anerkannten Kaderselektionsunternehmen» zusammengearbeitet, so der Sprecher. Es seien mehrere fundierte Referenzen eingeholt worden, der Kandidat habe ein eintägiges Assessment absolviert.

Allzu fundiert können die Referenzen, welche die Gesundheitsdirektion eingeholt hat,



Manipulative Absicht: Kantonsarzt von Overbeck.

nicht gewesen sein. Einige Mausklicks genügen, um von der Plagiatsvergangenheit von Overbecks zu erfahren. Der Fall ist im Internet ohne grossen Suchaufwand zu finden.

Wer zudem das Plagiat mit dem Original vergleicht, kommt unweigerlich zum Schluss, dass von Overbeck in manipulativer Absicht handelte: Er bediente sich zweier Artikel, die beide von Walliser Medizinern stammten; der eine vom renommierten Psychiater Pierre-André Fauchère, der andere vom Rheumatologen Pierre-Alain Buchard. Beide Beiträge erschienen in der *Revue médicale de la Suisse romande*. Diese Fachzeitschrift, eine der wich-

Swiss-Re-Präsident Forstmoser persönlich schaltete sich ein, um einen Imageschaden abzuwenden.

tigsten der Westschweiz, und *Medinfo*, die als Beilage der Schweizer Ärztezeitschrift an praktisch alle Arztpraxen im Land verschickt wird, haben Hunderte von gemeinsamen Abonnenten. Dennoch wäre das Plagiat um ein Haar unbemerkt geblieben. Der perfekt zweisprachige von Overbeck schrieb «seinen» Artikel nämlich nicht etwa auf Französisch – er übertrug die kopierten Passagen aus den Texten von Fauchère und Buchard ins Deutsche. Der gesamte Beitrag wurde dann für die französische *Medinfo*-Ausgabe wieder rückübersetzt. Durch die zweimalige Übersetzung war der Text, den die welschen Ärzte zu lesen bekamen, nicht mehr so einfach wiederzuerkennen.

Hinzu kam, dass von Overbeck eine Publikation von Pierre-Alain Buchard in einer Fussnote zitierte – nicht aber jene, deren er sich

bedient hatte, sondern eine andere, die gar nicht im Text vorkam. Dabei änderte er den Namen Buchard in «Burchard». Flüchtigkeit oder bewusste Irreführung?

Weggefährten und frühere Mitarbeiter von Overbecks sind überzeugt: Der Doktor hat bewusst die Spuren seines Plagiats verwischt. Fast wäre es ihm gelungen.

Von Overbecks Pech war, dass sein Beitrag ausgerechnet Pierre-André Fauchère in die Hände fiel, der Passagen daraus trotz leicht unterschiedlicher Formulierungen sofort als seine eigenen erkannte. Fauchère wehrte sich: Er kontaktierte von Overbeck und forderte eine öffentliche Berichtigung sowie eine Spende an eine wohltätige Organisation. Von Overbeck lehnte ab.

Dass sich von Overbeck schliesslich dennoch entschuldigte, liegt daran, dass seine damalige Arbeitgeberin Swiss Re Druck machte. Verwaltungsratspräsident Peter Forstmoser persönlich schaltete sich ein, um einen drohenden Imageschaden abzuwenden. Er besänftigte Fauchère mit dem Angebot, die Übersetzung seines Buchs, eines Standardwerks über psychosomatische Schmerzen, ins Deutsche zu finanzieren. Laut Insidern kostete dies den Konzern zwischen 15 000 und 30 000 Franken.

«Gravierender Bruch des code of conduct»

Bevor der Fall auf dem Pult des obersten Chefs landete, hatte er bereits die Runde gemacht. Die *Weltwoche* hat Kenntnis von einem Brief eines Swiss-Re-Mitarbeiters, der an Verwaltungsratspräsident Forstmoser adressiert ist. Darin heisst es, der Skandal habe sich «international rasant verbreitet», und zwar «in der Wissenschaft, in Ärztekreisen und in der Versicherungsindustrie». Fauchère habe von Overbeck einen fairen Lösungsvorschlag gemacht, den dieser aber abgelehnt habe. Die Swiss Re habe die Bedeutung des Falls bisher «unterschätzt», es sei «nicht mit der erforderlichen Konsequenz» gehandelt worden.

Damit nicht genug: Wie es im Schreiben weiter heisst, haben «interne Whistleblower» schon vor Jahren «auf die Publikationsgepflogenheiten von Overbeck hingewiesen». Der Compliance Officer, der für die Einhaltung der Gesetze verantwortlich ist, habe davon gewusst. Es sei «nicht der erste gravierende Bruch des code of conduct des Dr. von Overbeck». Ist der Berner Kantonsarzt also ein Wiederholungstäter, ein notorischer Plagiator? Diese Frage der *Weltwoche* beantwortete Jan von Overbeck nicht. Bis zum Redaktionsschluss gelang es nicht, herauszufinden, aus welchen Werken der Doktor abgeschrieben hat.

Peter Forstmoser sagt, er könne sich nicht mehr an die Ereignisse im Jahr 2005 erinnern. Sicher ist, dass von Overbeck seinen Posten als Swiss-Re-Chefarzt, verantwortlich für Europa und Asien, kurz danach verliess. Gemäss zwei

» Fortsetzung auf Seite 39

Personen, die mit der Geschichte vertraut sind, wurde von Overbeck entlassen. Grund dafür sei nicht allein der bekannte Fall gewesen. Es habe weitere Plagiate aus amerikanischen Quellen gegeben, wobei Swiss Re stets dafür gesorgt habe, dass nichts publik geworden sei.

Immer wieder Fehlbesetzungen

Das alles hätte ein fähiger Chef herausfinden können, herausfinden müssen. Damit steht Philippe Perrenouds Kompetenz als Vorgesetzter von 2700 Mitarbeitern in Frage. Einmal mehr, muss man sagen, denn Perrenoud hat schon eine ganze Reihe von Leuten eingestellt, die sich als Fehlbesetzungen erwiesen. Bereits von Overbecks Vorgänger brachte nicht das Rüstzeug für einen guten Kantonsarzt mit. Im Jahr 2010 installierte der Gesundheitsdirektor im Kantonsarztamt den Deutschen Thomas Schochat, dem die Ärzteschaft von Anfang an wenig Respekt entgegenbrachte. Das lag zum einen daran, dass Schochat, der wenig Arbeitserfahrung in einer Praxis oder einem Spital vorweisen konnte, als reiner «Schreibtischmediziner» galt. Zum andern sprach Schochat kein Wort Französisch, was im bilinguen Kanton schlecht ankam.

Bald setzte es Negativschlagzeilen: Die Presse berichtete, dass ein Bieler Psychiater jahrelang die Drogenszene mit grossen Mengen Stoff versorgte; davon hatte der Kantonsarzt offenbar seit langem gewusst, aber nichts degegen unternommen hatte. Aufsichtsverfahren wurden von Schochats Leuten jahrelang verschleppt. Notfalldienst-Rekurse von drei Ärzten blieben elf respektive dreizehn Jahre liegen, weil sie im Kantonsarztamt vergessen gegangen waren. Die wichtige Abteilung Bewilligungswesen war eine kleine Ewigkeit verwaist, nachdem der Leiter freiwillig gegangen war (seine Stelle blieb mehr als ein Jahr vakant) und der zweite Mann entlassen worden war, dies offenbar, nachdem er Schochats Führungsstil kritisiert hatte. Erst nachdem die *Weltwoche* (Nr. 43/12) enthüllte, dass Schochat in der Schweiz gar nicht als Arzt anerkannt ist, hatte der Spuk ein Ende.

Gravierender noch als das Chaos im Kantonsarztamt ist die «Waldau»-Affäre, die den Kanton Bern vor eineinhalb Jahren monatelang in Atem hielt. Perrenoud, ein «Psychiater ohne Meriten und regionaler SP-Politiker mit Ambitionen» (*Weltwoche*), versuchte nach seiner Wahl in den Regierungsrat zweimal, einen früheren Berufskollegen loszuwerden, den Psychiatrieprofessor Werner K. Strik. Dieser hatte sich einst erfreut, die Schliessung der Klinik «Belley» zu empfehlen – Perrenouds Klinik. Als Inhaber eines Lehrstuhls an der Uni Bern war Strik auch Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik «Waldau». Zwei Anträge des neuen Gesundheitsdirektors auf Entlassung Striks lehnten die Regierungskollegen ab.

Also schickte der SP-Mann andere vor. Er installierte als Chefin über die Universitären Psychiatrischen Dienste (UPD) seine Parteigenossin und ehemalige Regierungsstatthalterin Regula Mader (SP). Die Juristin, die mit Psychiatrie nichts am Hut hat, handelte, wie es von ihr erwartet wurde: Kaum im Amt, beantragte sie den Rauswurf Striks, angeblich wegen «ungenügender Leistungen». Die Begründung erstaunte, Strik war ein Jahr zuvor ausdrücklich «wegen guter Leistungen» in eine höhere Gehaltsklasse befördert worden.

Doch Perrenoud und Mader hatten die Rechnung ohne die Uni gemacht, die für den Arbeitsvertrag des Professors zuständig ist. In ihrem 32-seitigen Entscheid bezeichnete die Uni-Leitung die Argumente Maders gegen Strik als «nicht nachvollziehbar». Sie vermöge nicht «zu erkennen, was Professor Strik zur Last gelegt werden könnte». Den Vorwürfen der UPD könne man «nicht folgen». Die Schuld an der verfahrenen Situation trug in den Augen der Uni-Leitung die Gegenpartei: Verwaltungschefin Mader habe das klärende Gespräch nie gesucht und so die rechtzeitige Suche nach Alternativen verbaut, heisst es im Entscheid (*Weltwoche* Nr. 26/12).

Es brauchte einen weiteren Skandal

Perrenouds Versuch, seinen Privatfeind Strik loszuwerden, war damit gescheitert. Doch erstaunlicherweise hatte die «Waldau»-Affäre keine Konsequenzen, weder für ihn selbst noch für Regula Mader. Auch ein besorgniserregender Exodus von fähigen Mitarbeitern brachte Perrenoud nicht zum Umdenken. Bis in der «Waldau» wieder so etwas wie Ordnung einkehren konnte, brauchte es einen weiteren Skandal, der bereits angerichtet war.

Im Februar 2012 hatte Mader als neue Leiterin der neugeschaffenen Grossabteilung Qualitätsmanagement, E-Health und Medizincontrolling (QeM) eine anscheinend hochqualifizierte Akademikerin berufen: Prof. Dr. Dr. Indira

Lütolf. Doch Lütolf ist in Wahrheit weder Professorin noch Doktorin und nicht einmal Ärztin, sondern Krankenschwester.

«Der dreiste Titelschwindel der Dame, die ledig Indira Junicic hiess und aus Ex-Jugoslawien stammt, ist zum kleineren Teil das private Problem einer balkanischen Wichtigtuerin, hauptsächlich aber der neuste Skandal in der von Intrigen und politischen Wirren durchgeschüttelten Berner Klinik «Waldau», schrieb die *Weltwoche* (Nr. 40/12), die die Hochstaplerin entlarvte.

Ein Anruf hätte genügt

Weder «Waldau»-Chefin Mader noch Gesundheitsdirektor Perrenoud hatten die Vorgeschichte der neuen Kaderfrau geprüft. Dabei hätte ein Anruf an die Uni Bern, wo die Krankenschwester angeblich als «assoziierte Professorin» tätig war, genügt, um den Zauber auffliegen zu lassen.

Wahrscheinlich ist, dass Regula Mader sehr wohl wusste, wen sie da auf einen Chefposten hievte. Maders Ehemann Philipp Weder, der als Pfleger in der Klinik tätig war, verfasste an der Fachhochschule eine Diplomarbeit, die von einer gewissen Indira Lütolf betreut und für gut befunden wurde. Mit dem Papier in der Tasche, bekam Weder einen Posten im Bereich Qualitätsmanagement und Controlling der «Waldau», unter seiner «Professorin» Lütolf. Nun erst zog Mader persönliche Konsequenzen – sie liess sich krankschreiben. Burnout. Perrenoud versicherte zunächst, Mader erhal-

Lütolf ist in Wahrheit weder Professorin noch Doktorin, sondern Krankenschwester.

te «keine Abgangsentschädigung». Doch das war reine Wortklauberei, wie Recherchen der *Sonntagszeitung* belegten. Tatsächlich hatte der Kanton Bern 200 000 Franken auf Maders Konto überwiesen, die aber nicht als Abgangsentschädigung deklariert wurden. Maders goldener Fallschirm bestand aus sechs Monatsgehältern à 18 000 Franken (Kündigungsfrist), zwei Monatslöhnen zur «Unterstützung bei der beruflichen Neuorientierung», 481 Stunden Überzeit und Ferienguthaben. Ein Jahr nach Maders Abgang werden die UPD immer noch von einem interimistischen Duo geleitet.

Der Gesundheitsdirektor, der die Verantwortung für das ganze Schlamassel in der «Waldau» trug, blieb die ganze Zeit über in Deckung. Philippe Perrenoud sagte nichts, sah nichts, hörte nichts, wusste nichts vom Treiben seiner Spitzenbeamten, zumindest offiziell. Wenn nun die Gesundheitsdirektion als obersten Arzt im Kanton einen Mann einsetzt, der bei Kollegen geklaut hat, ist das unter Philippe Perrenoud schon fast *courant normal*. ○





Essay

Wem nützt es?

Dass der Export des Gripen von Indiskretionen, Skandalmeldungen und Bestechungsgerüchten begleitet wird, hat in Schweden eine lange Tradition. Die Quellen sind oft so diffus wie die Informationen. Misstrauen ist angezeigt. Von Peter Magnus Nilsson

Als sich Finnland Anfang der 1990er Jahre zwischen dem Gripen, der französischen Mirage und der amerikanischen F-18 zu entscheiden hatte, tauchten in finnischen Medien diverse Berichte über angebliche Mängel beim schwedischen Kampfflieger auf: Er sei von der Qualität eines Ikea-Regals, könne nicht in der Luft betankt werden, die Bewaffnung sei zu schwach und nicht mit den Systemen der Nato kompatibel. Die gleichen falschen Behauptungen zirkulierten später bei den Verhandlungen mit Polen und Tschechien. Da erfuhr man sogar, dass der Haupteigentümer der Firma Saab, die Familie Wallenberg, im Krieg mit den Nazis kollaboriert haben soll.

In Schweden selber wird jeweils vor allem über angebliche Schmiergelder berichtet. Oder es heisst, das Käuferland solle sein Geld besser in Schulen investieren statt in Kampfflugzeuge. So wurde der Verkauf des Gripen an Südafrika von Korruptionsgerüchten überschattet, ebenso jener an Ungarn. Und nun also die Enthüllungen eines öffentlich-rechtlichen schwedischen Radios zum geplanten Geschäft mit der Schweiz: Unser Botschafter soll sich in den Abstimmungskampf um die Flugzeugbeschaffung eingemischt und sich dabei ungebührlich über Schweizer Politiker geäussert haben.

Bis zu einem gewissen Grad sind das die üblichen Rituale. Relevante und glaubwürdige Informationen sollen unabhängig von den Absichten der Quelle veröffentlicht und diskutiert werden. Das Besondere an Waffengeschäften ist aber, dass Staaten stark involviert sind, sowohl als Kunden wie auch als Vertreter der Verkäufer. Dadurch kommen automatisch auch die Werkzeuge der Staaten ins Spiel: Botschaften, Politiker, Königsfamilien – und eben die Nachrichtendienste. Spätestens bei Letzteren ist besonderes Misstrauen angezeigt.

Wir wissen nicht, über welche Kanäle die jüngsten Indiskretionen zum Gripen-Geschäft mit der Schweiz gesickert sind. Doch die von Edward Snowden offengelegten Dokumente zeigen, dass die Möglichkeiten der elektronischen Spionage heute fast grenzenlos sind. Und nicht nur die USA können abhören. Gemäss Berichten der schwedischen «Säpo» (Sicherheitspolizei) und der «Myndigheten för samhällsberedskap» (Behörde für Gesellschaftsschutz und Bereitschaft) hat die inter-

nationale elektronische Spionage gegen Unternehmen allseits stark zugenommen. Dabei handelt es sich letztlich um Technologiediebstahl, aber auch um Diebstahl von Informationen über vertrauliche Verhandlungen und Verträge.

Etliche Nachrichtendienste in unserer Nachbarschaft haben einen klaren Auftrag: den wirtschaftlichen Interessen ihrer Länder zu dienen. Der britische «Secret Intelligence Service» (SIS) ist formell verpflichtet,



Leichtes Opfer: schwedischer Kampffjet Gripen.

sich für die Wirtschaft des Königreichs einzusetzen, und arbeitet eng mit der Industrie zusammen. Die amerikanische CIA verfügt über eine eigene Abteilung, welche die Waffenindustrie unterstützt, das Gleiche gilt für die russischen Dienste (SVR, GRU, FSB) und, wenn auch eher unausgesprochen, für die französische DGSE. Aufgerüstet für den globalen Datenklau haben in den letzten Jahren auch die Chinesen. Selbst Grosskonzerne unterhalten heute ihre eigenen Nachrichtenabteilungen und engagieren zu diesem Zweck mit Vorliebe ehemalige Geheimdienstler, die irgendwo in der Grauzone agieren und agitieren.

In Schweden haben wir einen gutausgebauten Quellen- und Informantenschutz, der die Transparenz erhöhen und den Machtmissbrauch verringern soll. Auch deshalb funktioniert unser Staat gut und geniesst bei seinen Bürgern eine hohe Legitimität. Wenn Medien geheime Dokumente veröffentlichen, neigen wir zur Annahme, bei der Quelle handle es sich um einen ehrlichen Beamten, der einen Missstand aufdecken will. Das brisante Dokument kann indes genauso gut von irgendeinem Nachrichtendienst gestohlen und über einen ausgewählten Reporter oder eine Nichtregierungsorganisation gezielt in Umlauf gesetzt worden sein.

Dass sich die Nachrichtendienste einmischen, disqualifiziert Lecks nicht a priori. Nur sollten sich die Redaktionen bewusst sein, dass sie durch eine manipulierte oder aus dem Zusammenhang gerissene Information für unlautere Zwecke instrumentalisiert werden können. Und auch Leser, Hörer oder Zuschauer sollten sich stets fragen, warum welche Informationen zu welchem Zeitpunkt durchsickern. Wenn sich schwedische Friedens- und Umweltaktivisten für ihre Sache engagieren, mag das nobel sein – wenn sie sich dabei von Schlapphüten leiten lassen, eher nicht.

Schweden ist für derartige Operationen ein besonders leichtes Opfer. Unter Journalisten herrscht ein latentes Misstrauen gegenüber dem «militärisch-industriellen Komplex», Friedens- und Umweltbewegung haben eine starke Lobby und einen direkten Zugang zu den Linksparteien. Unsere Nachrichtendienste haben keinen Auftrag, schwedische Geschäftsinteressen zu fördern, und das ist gut so. Umso mehr wären die Medien aber gefordert, ihre eigene Rolle kritisch zu hinterfragen. Es wäre auch ein Akt der Corporate Social Responsibility, sich dafür zu engagieren, dass die Nachrichtendienste nicht mehr für kommerzielle Zwecke missbraucht werden. Das mag naiv erscheinen. Aber das wurde schon gesagt, als der erfolgreiche Kampf gegen die Korruption aufgenommen wurde.

Peter Magnus Nilsson ist Redaktor in leitender Funktion beim unabhängigen und führenden schwedischen Wirtschaftsblatt *Dagens Industri*.

Fehler im Operationssaal

Bei einem Show-Eingriff hat der Zürcher Kardiologe Thomas Lüscher eine herzkranke Frau operiert. Doch die Demo geriet zur Peinlichkeit für den Chefarzt. Fachkollegen werfen dem Klinikleiter des Uni-Spitals vor, das Wohl seiner Patientin gefährdet zu haben. *Von Alex Reichmuth*

So hat sich der Zürcher Chefkardiologe Thomas Lüscher seinen Auftritt bei einem Show-Eingriff im letzten Mai wohl nicht vorgestellt. Die Kulisse für den renommierten Leiter der Kardiologie am Uni-Spital Zürich war perfekt. Sein Eingriff bei einer herzkranken Patientin wurde von Zürich live auf eine Grossleinwand an einen Ausbildungskongress in Paris übertragen. Dort hatte sich ein illustres Fachgremium versammelt, um die Übertragung zu begleiten. Über tausend anwesende Ärzte sollten mitbekommen, wie Lüscher mit einem Ballonkatheter in die Herzkranzgefässe der Patientin eindringt und ihr einen Stent einsetzt, ein kleines Gittergerüst. Der Zürcher Arzt war mit Mikrofon ausgerüstet, um seine Operationstechniken live zu kommentieren. Doch kaum war Lüscher mit dem Ballonkatheter zur Arterienverengung vorgedrungen, begann das Herz der Patientin zu flimmern. Sie geriet in Lebensgefahr.

Die Operation wurde in einem Video festgehalten. Dieses ist aber seltsamerweise von der Online-Plattform des Kongresses verschwunden. Die Nachfrage bei der Kongressleitung nach dem Verbleib der Aufzeichnung blieb unbeantwortet. Dennoch konnte sich die *Weltwoche* das Video beschaffen. Auf diesem ist zu erkennen, dass Lüscher das Herzflimmern offenbar nicht bemerkt, obwohl dies auf dem eingblendeten Elektrokardiogramm (EKG) klar zu sehen ist. «Ich muss noch ein bisschen weiter rein», sagt er – obwohl er gemäss Fachleuten den Katheter sofort aus den Herzkranzgefässen hätte zurückziehen müssen. Es sei «alles okay», versichert Lüscher. Kurz darauf bricht im Operationssaal Hektik aus. Auf dem Röntgenbild erkennt man rhythmische Bewegungen des Brustkorbs. Offenbar hat jemand mit einer Herzmassage begonnen. Nötig wäre nun ein Defibrillator, um das Herz wieder zum Schlagen zu bringen. Anscheinend steht dieser aber nicht zur Verfügung. «Wo ist der Defibrillator?», herrscht Lüscher sein Team an.

Die Kamera schwenkt ab

Sicher wäre es für das Publikum aufschlussreich, zu sehen, was nun passiert – schliesslich lautet der Titel des Kongresses «Verhängnisvolle Zwischenfälle bei Interventionsverfahren». Doch in diesem Moment schwenkt die Kamera ab. Die Vorsitzende des Fachgremiums in Paris verlangt zwar, das EKG zu sehen. Doch es hilft nichts. Einige Sekunden erkennt man im Spiegelbild einer Glasscheibe noch, wie Lüscher untätig und offenbar ratlos da-



«Wo ist der Defibrillator?»: Zürcher Chefkardiologe Lüscher (r.) bei Show-OP am Uni-Spital.

steht. Dann bricht die Übertragung aus Zürich ab. Erst einige Minuten später wird zurückgeschaltet. Das Herz der Patientin schlägt wieder. Wie lange das Herzflimmern dauerte und wie es behoben wurde, bleibt unklar.

Im weiteren Verlauf des Eingriffs rügen die Ärzte in Paris Lüscher mehrfach. Sie werfen ihm vor, mit dem Katheter zu weit in das Blutgefäss vorgestossen zu sein und das Herzflimmern so ausgelöst zu haben. Sie beschuldigen ihn, den falschen Stent ausgewählt und diesen anfänglich falsch platziert zu haben. Lüscher muss Fehler zugeben. «Ich war zu weit drin», sagt er und spricht von «*mea culpa*». Zu diskutieren gibt auch der offenbar übermässige Einsatz von Kontrastmittel. Es macht die Blutgefässe für den Arzt sichtbar, kann aber die Nieren schädigen. Die Niere von Lüschers Patientin wurde in einer Operation einen Monat zuvor durch Kontrastmittel geschädigt. Dass Lüscher ihr dennoch erhebliche Mengen des Kontrastmittels verabreicht, rügen die Ärzte in Paris ebenfalls.

Schlecht weg kommt Thomas Lüscher auch im Urteil zweier Kardiologen, die für die *Weltwoche* das Video analysiert haben. Laut einem Fachkollegen eines anderen Spitals ist offensichtlich, «dass die lebensbedrohliche Herzrhythmusstörung nicht sofort erkannt und behandelt worden ist». Ein Herzflimmern könne jeder Assistenzarzt schnell beheben. Das Vi-

deo der Operation zeuge von einer «Akkumulation von Peinlichkeiten», so der Kardiologe weiter. «Lüscher nahm einen weiteren Nierenschaden in Kauf», kommentiert ein anderer Kardiologe. «Er war offenbar nicht in der Lage, den Schutz der Patientin zu gewährleisten.»

Lüscher will nicht sagen, wie lange das Herzflimmern dauerte. Er schreibt der *Weltwoche* jedoch, dieser Eingriff sei «mit einem hervorragenden Resultat» abgeschlossen worden. Die Patientin habe «keinerlei Folgen des Zwischenfalls davongetragen, der zu den möglichen Risiken jedes Kathetereingriffs gehört». Auf Fragen zum Verlauf des Eingriffs geht Lüscher nicht ein, er droht dafür dem Journalisten mit rechtlichen Schritten.

Die Teilnehmer des Kongresses scheint Lüscher allerdings nicht von seinen Fähigkeiten überzeugt zu haben. Am Ende des Eingriffs kanzelt ein Kollege in Paris Lüscher geradezu ab. In seinem Land wäre diese Art von Operation ein einfacher Fall von wenigen Minuten, empört sich der Arzt, der dem Akzent nach aus dem Mittleren Osten oder Nordafrika stammt. Lüscher brauchte hingegen über eine halbe Stunde. Dem Statement folgt lauter Applaus des Publikums in Paris.

Das Video finden Sie auf unserer Homepage

www.weltwoche.ch/operation

Der falsche Prophet

Für seine Enthüllungen über die Aktivitäten der National Security Agency (NSA) wird Edward Snowden weltweit wie ein Heiliger verehrt. Doch in Wahrheit ist er kein Held, sondern ein Schurke. Sein Verrat wird die Welt dramatisch verändern – zum Schlechten. *Von Edward Lucas*

Für viele meiner Freunde, Kollegen und Gesprächspartner auf der ganzen Welt ist Edward Snowden ein säkularer Heiliger. Er hat seine Karriere geopfert und seine Freiheit aufs Spiel gesetzt, um systematische Übergriffe westlicher Geheimdienste anzuprangern. Er hat enthüllt, dass Amerika und Grossbritannien nicht nur ihre Feinde und Rivalen, sondern auch neutrale und befreundete Länder ausspionieren. Sie hören Gipfelkonferenzen und ausländische Regierungschefs ab. Sie zapfen E-Mails und Telefongespräche an, sammeln und speichern gigantische Datenmengen. Mit Genehmigung eines geheimen Sondergerichts zwingen sie amerikanische Unternehmen zur Kooperation. Sie können praktisch den gesamten internationalen Telefon- und E-Mail-Verkehr und andere Kommunikationswege überwachen.

Dank Snowdens mutigen Enthüllungen sind wir über die Aktivitäten der National Security Agency (NSA) bestens informiert. Zu seiner eigenen Sicherheit hat Snowden, der wohl meistgesuchte Mann der Welt, die Flucht angetreten und wartet nun in einem Versteck auf die ihm zustehende öffentliche Anerkennung. Das ist der Stoff, aus dem Spionagefilme sind – aber es spielt sich alles in der realen Welt ab.

In der Tat ein spannender Plot. Doch in meinen Augen ist Snowden kein Held, sondern ein Schurke. Die weltweite Reaktion auf sein Vorgehen ist geprägt von einer Mischung aus Naivität, Heuchelei und Hysterie. In meinem neuen Buch «The Snowden Operation» erscheint er bestenfalls als «nützlicher Idiot», von dessen Aktionen unsere Feinde profitieren. Der Diebstahl und die Veröffentlichung von Geheimdokumenten ist keine Heldentat, sondern Ausdruck massloser Selbstüberschätzung – mit katastrophalen Folgen.

Test nicht bestanden

Um seinen Vertrauensbruch zu begründen, muss ein Whistleblower drei Dinge tun. Er muss schwerwiegende Rechtsverletzungen offenlegen, die über die normalen Kanäle nicht behoben werden können. Er darf die öffentliche Sicherheit nicht gefährden. Und er sollte nur solche Dokumente stehlen und an die Öffentlichkeit bringen, die für sein Anliegen relevant sind.

Snowden hat diesen Test in allen drei Punkten nicht bestanden. Das von ihm veröffentlichte Material ist schockierend und mitunter besorgniserregend, aber es beweist nicht systematischen, gezielten Rechtsbruch oder Machtmissbrauch seitens der NSA oder ihrer ausländischen

Verbündeten. Typischerweise handelt es sich um Powerpoint-Vorlagen, die für interne Ausbildungszwecke oder andere Gelegenheiten gedacht sind. In diesen Dokumenten wird – oft durchaus vollmundig – dargestellt, wie verschiedene Abteilungen der NSA abhören und schnüffeln und wie Unmengen gesammelter Daten analysiert werden. Diese Daten werden jedoch ohne Kontext gesammelt. Werden die genannten Programme tatsächlich praktiziert? Noch immer? Wer genehmigt sie, unter welchen Bedingungen? Vieles ist unklar und überholt. Die Story wird ohne elementare redaktionelle Überprüfung der Fakten publiziert.

Die «Snowdenistas», wie ich seine Unterstützer nenne, nutzen dieses eher dürftige Material als Beweis für systematischen Machtmissbrauch von Geheimdiensten, die keiner Kontrolle unterliegen. Doch die Empörung ist hohl. Hat irgendjemand wirklich geglaubt, die Hacker und Codeknacker der NSA in Fort Meade, Maryland, spielen den ganzen Tag Sudoku? Die technischen Möglichkeiten, die ihnen zur Verfügung stehen, sind in der Tat beeindruckend. Aber so sollte es auch sein, wenn man bedenkt, wie viel Steuergelder sie bekommen.

Auslandsspionage ist von Hause aus ein verrufenes Gewerbe: Das Stehlen von Geheimnissen gehört zum Alltag. Wenn Details herauskommen, ist das schockierend. Aber ein Schock ist nicht unbedingt ein Skandal. Unsere Feinde, speziell Russland und China, spionieren uns aus. Auch unsere Verbündeten spionieren uns aus. Frankreich betreibt Industriespionage zugunsten der grossen französischen Unternehmen. Deutschland verfügt über einen ausgezeichneten militärischen Nachrichtendienst, das Kommando Strategische Aufklärung. Unlängst haben die Deutschen den Nato-Verbündeten Estland ausspioniert – mit Hilfe eines Agenten, der pikanterweise auch für die Russen spionierte. In meinem Buch weise ich darauf hin, dass kein Geringerer als Jim Woolsey, der frühere CIA-Chef, vor einigen Jahren in einem Artikel für das *Wall Street Journal* erklärt hat, warum Amerika seine europäischen Partner ausspioniert und warum man das auch weiterhin tun werde. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Angebliche Sorge um Privatsphäre

Wir sollten die amerikanischen Geheimdienste jedenfalls nicht verdammen, sondern ihnen applaudieren. Mit ihrer Hilfe können Terroristen, Verbrecher und ausländische Spione gefasst werden. Die Dienste werden streng kontrolliert.

Amerika hat diesen schwer fassbaren und dunkelsten Arm des Staates einem System parlamentarischer und richterlicher Kontrolle unterworfen. Amerika ist auch Partner des einzigen weltweit funktionierenden sogenannten No-Spy-Abkommens mit Verbündeten, etwa Grossbritannien, Kanada, Australien und Neuseeland. Würde die Schweiz mit Deutschland ein No-Spy-Abkommen schliessen, weil man dem Nachbarn vertraut? Vermutlich nicht. Die Enthüllungen Snowdens enthalten Material, das nichts mit seinen angeblichen Sorgen um den Schutz der Privatsphäre zu tun hat. Es zeigt, auf welche Weise Länder wie Norwegen und Schweden in Russland Spionage betreiben. Inwiefern ist es im öffentlichen Interesse, zu zeigen, dass Demokratien Diktaturen ausspionieren?

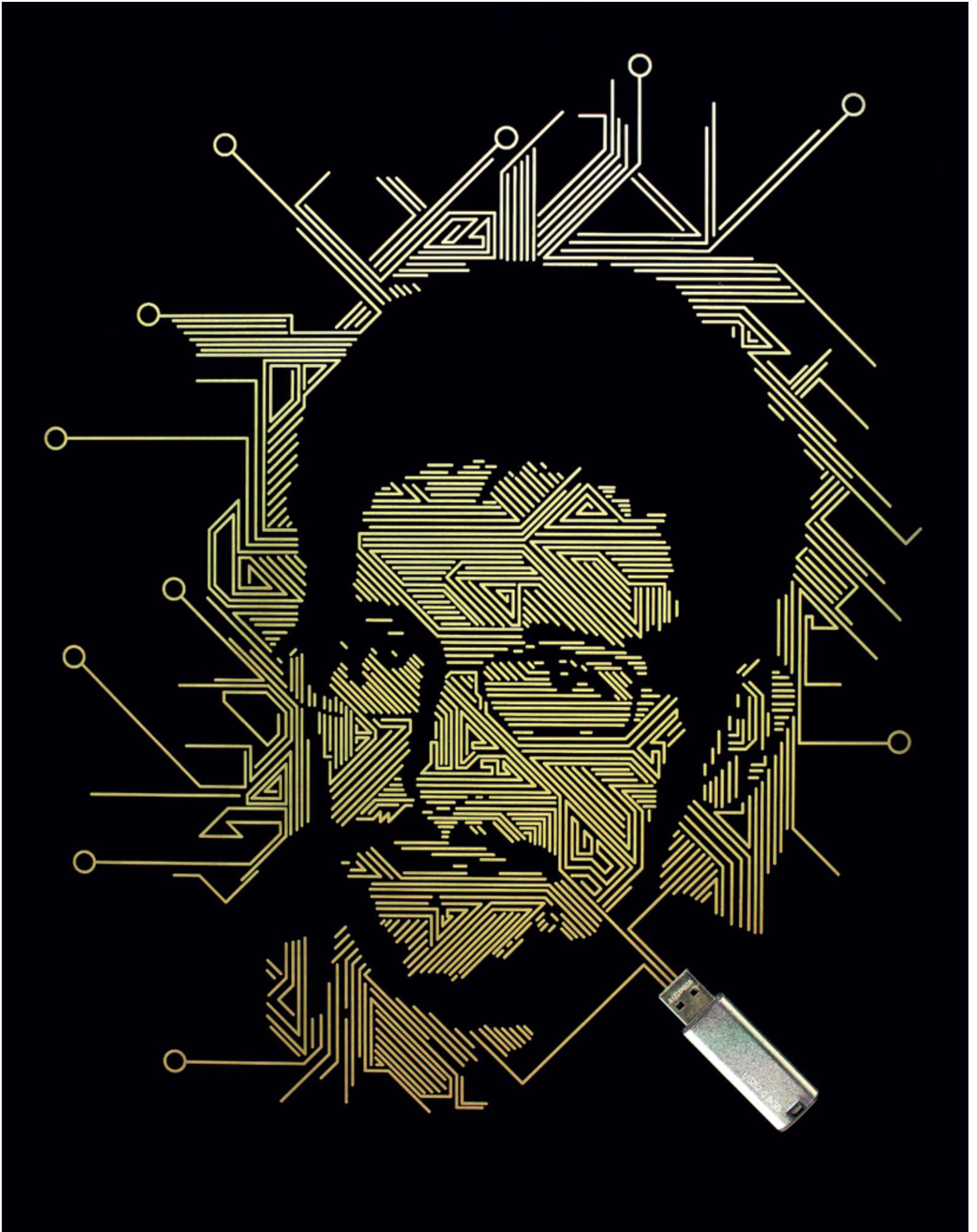
Im Vergleich dazu ist der durch die Spione im Kalten Krieg angerichtete Schaden minimal.

ren? Die Empörung der Snowdenistas rührt daher, dass diese Spionage in Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten stattfindet, dem «grossen Satan» der Geheimdienstwelt.

Auch andere Enthüllungen sind kaum zu rechtfertigen. Ist es im öffentlichen Interesse, zu verraten, wie die NSA E-Mails, Telefonate und Funksprüche von pakistanischen Taliban ausspäht oder dass sie die Sicherheit des pakistanischen Atomwaffenarsenals verstärkt überprüft? Snowden enthüllte sogar, auf welche Weise die NSA Computer und Handys in China und Hongkong ausspioniert.

Der weltweite Hype um diese Enthüllungen hat ein hartes, verzerrtes und negatives Licht auf die Arbeit von Nachrichtendiensten geworfen. Der entstandene Schaden ist immens. Im Vergleich dazu ist der durch die Spione im Kalten Krieg angerichtete Schaden minimal. Unsere Spionagechefs sind erschüttert, halten sich aber mit öffentlichen Stellungnahmen zurück, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen.

In Wahrheit könnte es kaum schlimmer sein. In der Spionagewelt müssen enorme Anstrengungen unternommen werden, wenn auch nur eine Handvoll Geheimdokumente an die Öffentlichkeit gelangt oder gestohlen wird. Wenn Zehntausende von Dokumenten publik werden, lähmt das die Arbeit. Unsere Nachrichtendienste müssen davon ausgehen, dass das Material bereits in Moskau oder Peking ist oder letztlich dorthin gelangt. Viele wichtige Opera-



Masslose Selbsterschätzung: Snowden.

tionen müssen nun eingestellt oder neu aufgebaut werden. Ein seriöser Nachrichtendienst riskiert nicht das Leben von Mitarbeitern, nur weil man vage hofft, der Gegner werde unsere Schnitzer schon nicht ausnutzen.

Nutzniesser Russland

Es ist töricht, wenn Snowdens Freunde sagen, das gestohlene Material sei bei ihnen sicher aufgehoben. Sie verfügen nicht über die entsprechenden Fähigkeiten. Ebenso töricht ist ihre Erklärung, mit den Enthüllungen würden keine Sicherheitsinteressen verletzt. Woher wollen sie wissen, was schädlich und was harmlos ist? Vermeintlich harmlose Informationen können – kombiniert mit anderen – durchaus eine Gefahr darstellen. Wie viele Dokumente Snowden auch gestohlen hat (Schätzungen schwanken zwischen Zehntausenden und 1,7 Millionen) – sie sind unendlich kombinierbar, und der Schaden ist kaum zu ermessen.

In meinem Buch lege ich dar, dass die Enthüllungen vor allem einen Nutzniesser haben – Russland. Durch die marktschreierische und irreführende Interpretation der Dokumente ist das Verhältnis Amerikas zu Europa und anderen Verbündeten erheblich beeinträchtigt worden. Die Sicherheitsbeziehungen zwischen den Verbündeten sind beschädigt. Das Vertrauen in die westlichen Sicherheits- und Nachrichtendienste ist untergraben. Das Ansehen des Westens im Rest der Welt ist beschädigt, unsere Geheimdienste sind gelähmt.

All das wird unsere Welt verändern, und zwar zum Schlechten. Das atlantische Bündnis war schon vor Snowden in einer prekären Verfassung. Inzwischen ist der Antiamerikanismus in Deutschland und anderen europäischen Ländern voll entbrannt. Eine beschleunigte Abkehr der Amerikaner von Europa würde aber nur den Russen nützen. Russland und China verstärken ihre Anstrengungen, den Amerikanern die Macht über das Internet zu entreissen und es unter eigene Kontrolle zu bringen (was mehr Zensur und Überwachung bedeutet). Die westliche Besorgnis in Sachen Internet-Freiheit und Datenschutz klingt hohl. Das Ansehen der führenden westlichen IT-Unternehmen hat wegen ihrer angeblichen Zusammenarbeit mit den Geheimdiensten stark gelitten. Ihre Konkurrenten in Russland und China reiben sich die Hände. Die Snowdenistas vergessen offenbar, dass der Westen Feinde und Rivalen hat. Und wenn wir Probleme haben, nutzt das der anderen Seite.

Die grösste Sorge des Snowden-Lagers ist vielmehr die unkontrollierte Macht der westlichen Geheimdienste. Wer gibt diesen Diensten das Recht, uns auszuspähen? Die Antwort auf diese Frage ist einfach: die gewählten Regierungen und Politiker der jeweiligen Länder, die Richter und parlamentarischen Gremien, denen die Kontrolle der Geheimdienste

obliegt, und die Chefs der Dienste, die ihre Macht rechtmässig ausüben.

Die Frage nach der unkontrollierten Macht sollte vielmehr an einen anderen Adressaten gerichtet werden. Was gibt den Snowdenistas und ihren Partnern in den Medien das Recht, unsere bestgeschützten und kostspieligsten Geheimnisse zu enthüllen?

Fairerweise muss man einräumen, dass durch die Unbekümmertheit, Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit des Snowden-Lagers nicht alle ihre Argumente entkräftet werden. Eine Debatte über das Sammeln und Speichern von Metadaten (Angaben über Ort, Dauer und Empfänger eines Telefonats, nicht aber über den Inhalt) ist überfällig. Das Sammeln und Analysieren von Metadaten kann die Privatsphäre verletzen. Wenn man weiss, wer wo und wann einen Notdienst für Suizidgefährdete angerufen hat, ist der Inhalt dieses Gesprächs nicht so wichtig wie der Umstand an sich.

Die Enthüllungen zeigen auch, dass Nachrichtendienste und ihre Mitarbeiter Fehler machen, dass sie in ihrer Arbeit bis an den Rand dessen gehen, was politisch und juristisch zulässig ist, und dass sie mitunter Konflikte mit den Kontrollgremien haben. Besonders beunruhigend ist die (bislang unbewiesene) Behauptung, die NSA habe gezielt Einbaumodule für Produkte amerikanischer IT-Unternehmen entwickelt, um diese Schwachstellen für eigene Zwecke nutzen zu können. Sollte das tatsächlich geschehen sein, wäre das ein taktischer Triumph, aber ein schwerer strategischer Fehler.

Story von Täuschungsmanövern

Aber all das rechtfertigt nicht einmal ansatzweise den entstandenen Schaden. Snowden selbst hat seine Enthüllungen nicht mit dem Hinweis begründet, dass wir in einer Welt à la «1984» leben, sondern bloss mit der Befürchtung, dass wir auf dem Weg dorthin seien. Um uns vor dieser hypothetischen Bedrohung zu schützen, haben er und seine Freunde immensen Schaden angerichtet. Snowden hat sehr viel mehr Dokumente gestohlen, als er zur Rechtfertigung seines Anliegens brauchte, und er ist dabei ausserordentlich bedenkenlos vorgegangen. Denn die NSA muss nun mühsam heraus-

finden, welche Systeme geknackt wurden und welche vielleicht noch sicher sind.

Die umstrittenste Frage ist die, ob Snowden allein gehandelt hat. Ich finde es erstaunlich, dass Kollegen, welche die Politik ihres Staates so überaus misstrauisch beobachten, in Bezug auf die Bestrebungen und Möglichkeiten der russischen Regierung so gutgläubig sind – der Regierung eines Landes, in dem Snowden unter so merkwürdigen Umständen eintraf und wo er unter solcher Geheimhaltung lebt (einiges könnte darauf hindeuten, dass er sich in Jassenowo im Süden Moskaus aufhält, in der Zentrale des russischen Auslandsgeheimdienstes oder in der Nähe).

Ich behaupte nicht, Snowden oder seine Verbündeten seien russische Agenten. Aber es gibt viele Beispiele in der Geschichte, bei denen der Kreml hinsichtlich politischer Bewegungen, die den Interessen des Westens nachhaltig geschadet haben, indirekt involviert war. Wie die Anti-Atomkraft-Bewegung der frühen 1980er sehen die modernen Vorkämpfer für Datenschutz und digitale Freiheit die Schwachstellen ihrer eigenen Länder mit grosser Klarheit, während sie diejenigen repressiver Staaten in anderen Teilen der Welt ignorieren. Ihr Misstrauen gegenüber den eigenen Politikern und politischen Institutionen ist so gross, dass Stellungnahmen von Regierungen ihnen nichts bedeuten. Aber in ihrem Bestreben, Schaden anzurichten, gehen die Snowdenistas noch viel weiter als die Atomkraftgegner. Die eigene Regierung zu kritisieren, ist eine Sache, ihre Handlungsmöglichkeiten zu sabotieren, ist etwas ganz anderes.

Die Snowden-Affäre ist in der Tat eine Story von Geheimnissen und Täuschungsmanövern – aber nicht auf Seiten der Geheimdienste. Viel zu wenig wird nach der politischen Agenda der prominentesten Snowdenistas gefragt – von Leuten wie dem bombastischen Blogger Glenn Greenwald in Brasilien, dem hysterischen «Haktivisten» Jacob Applebaum und dem Wikileaks-Gründer Julian Assange. Diese Leute kleiden ihre extremistischen und undurchsichtigen Auffassungen in die Rhetorik von Datenschutz, Bürgerrechten und Internet-Freiheit. Im Unterschied zu den meisten ihrer Mitbürger wollen sie aber offenbar nicht akzeptieren, dass gewählte demokratische Regierungen ein Recht auf Geheimnisse und deren Schutz haben. Sie könnten eine Partei gründen. Aber damit würden sie nicht weit kommen. Stattdessen bereiten sie dem Westen durch ihre Aktionen die grösste Niederlage zu Friedenszeiten. Das ist keine ehrenwerte Kampagne. Aus meiner Sicht ist es Sabotage – oder Hochverrat.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Edward Lucas ist Journalist beim *Economist* in London und war 1998 bis 2002 Bürochef dieser Zeitung in Moskau. Jüngste Publikation: «The Snowden Operation», 2014 (Kindle Edition).





Yacht-Reise der Luxusklasse

Gönnen Sie sich eine Traumreise auf unserer Luxusyacht. Yachten sind die Symbole für Unabhängigkeit und Freiheit. Eine Geschichte von Glück, Träumen und Visionen: Entdecken Sie mit Ihren Liebsten kristallklare Buchten, wo Ihnen Privatsphäre, sowie viel Zeit zum Baden und Entspannen sicher sind.

Mit kaum einer anderen Erlebnisart können die persönlichen Wünsche und Vorstellungen so individuell gestaltet werden wie mit einer Luxus-Yacht. Sie reisen sanft in einem kleinen, exklusiven Kreis. Die sechs Besatzungsmitglieder sowie Ihre Concierge-Reisebegleitung kümmern sich um Ihr Wohl. Freuen Sie sich auf kulinarische Erlebnisse sowie entspannte Fahrten. Sie ankern in kristallklaren Buchten, wo Ihnen Privatsphäre, sowie viel Zeit zum Baden und Entspannen sicher sind. Sie

erkunden mit dem Jetski oder Motorboot die romantischen Buchten. An Land gibt es viele kulturelle Schätze zu entdecken. Die Möglichkeiten, täglich etwas Neues zu entdecken, sind vielseitig.

Ihre Reiseroute: Griechenland–Türkei–Griechenland

- Von der Sonneninsel Rhodos aus geht es zur idyllischen Insel Symi.
- Erlebnisfahrt nach Bozburun und Weiterfahrt nach Ekincik.
- Mit einem Flussboot entdecken wir historische Felsengräber, einen Schildkrötenstrand und die berühmten Bäder von Dalyan.
- Fahrt in Richtung Göcek und Schwimmpause bei den zwölf idyllischen Inseln.
- Weiterfahrt nach Olüdeniz, der berühmtesten Badebucht der Türkei, und zum beliebten Yachthafen Fethiye.
- Rückreise nach Rhodos am vorletzten Tag.
- Sie entdecken die Altstadt von Rhodos, welche seit 1988 zum Unesco-Kulturerbe zählt.

Ihre Luxusyacht Ketsch-Motorsegler

Yachtklasse:	Rina
Segelfläche:	690 m ²
Gesamtlänge:	40 m
Breite:	8,35 m
Unterkunft:	4 Gästekabinen mit Bad/WC 1 Gästekabine mit Dusche/WC
Besatzung:	6 Crew-Mitglieder
Besonderheiten:	Jacuzzi auf Deck, Wassersport, Jetski u. v. m.

Platin-Club-Spezialangebot

8-tägige Traumreise auf der Luxusyacht – exklusiv in diesem Angebot!

Reise 1 Sa, 20., bis Sa, 27. September 2014

Reise 2 Sa, 04., bis Sa, 11. Oktober 2014

Leistungen

- Yachtreise ab/bis Rhodos; gemäss Programm
- Vollpension inkl. Softdrinks
- Hafengebühren inkl. aller Steuern
- Treibstoffgebühren
- Cocktails, Spirituosen, Wein zu Selbstkosten

Spezialpreise in Fr.

	Reise 1	Reise 2
Doppelbett-Kabine:	6740.–	5580.–
Zweibett-Kabine:	6740.–	5580.–
Master-Kabine I:	7490.–	6360.–
Master-Kabine II:	7280.–	6070.–
Linienflug (optional)	490.–	590.–

Kleine Teilnehmerzahl

5 Kabinen, min./max. 10 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

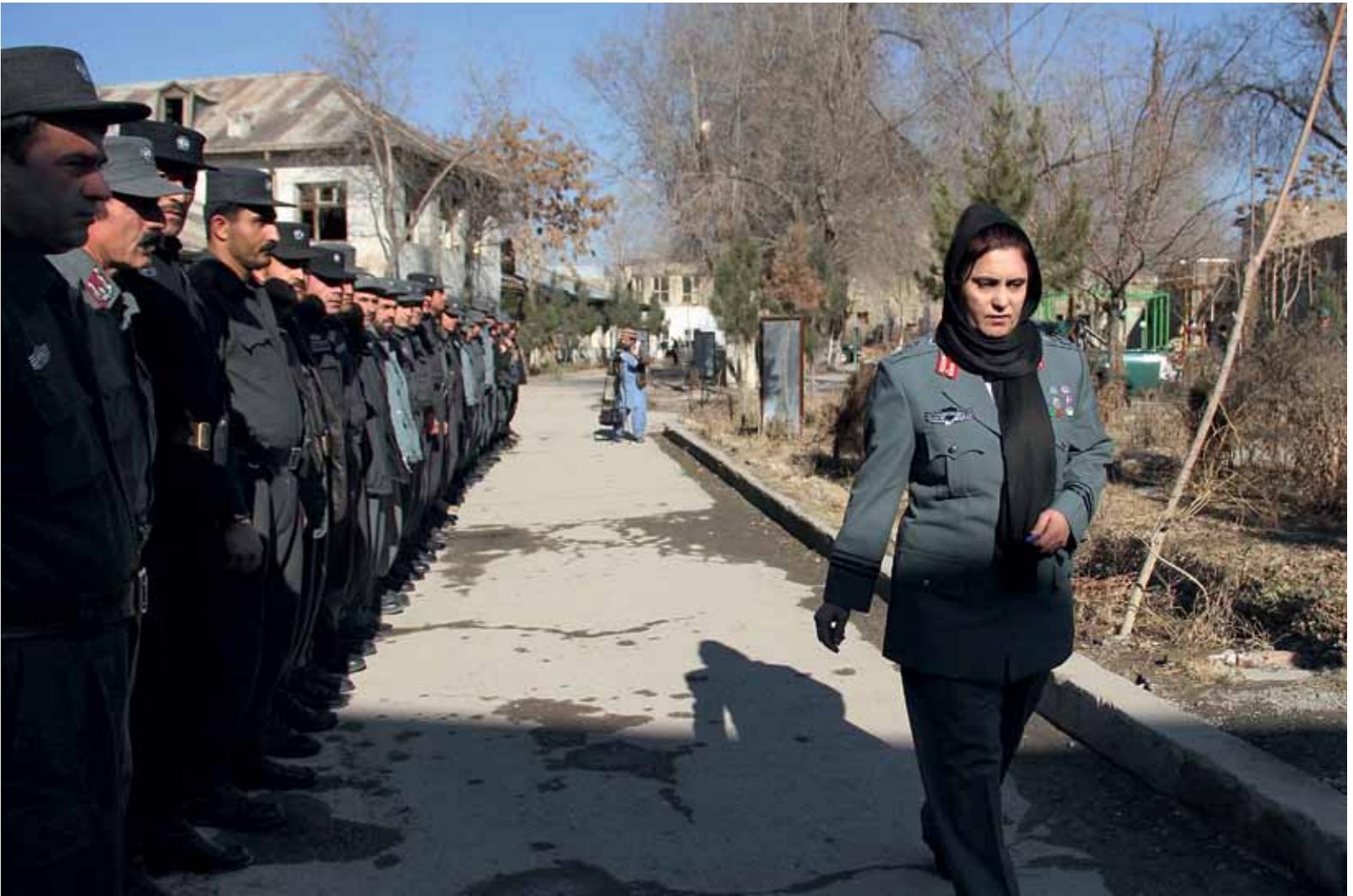
Anmeldung

Executive CH GmbH
Yacht- und Privatjet-Reisen
5430 Wettingen
Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

Detaillierte Reiseinformationen unter:

www.weltwoche.ch/platinclub





«Als ob das Leben aufgehört hätte»: Polizeichefin Bajas.

Einsame Spitze

Dschamila Bajas hat den gefährlichsten Job Afghanistans. Jüngst wurde sie zur höchsten Polizistin erkoren. Doch mit dem Countdown für den Abzug der internationalen Truppen steigt der Druck ins Unermessliche. Bereits hat sie Dutzende Morddrohungen erhalten. *Von Sami Yousafzai und Urs Gehriger*

Dschamila Bajas hat einen leisen Schritt. Leise, aber entschlossen. Blaugraue Polizeiuniform, schwarzes Kopftuch, den Blick in Richtung zwölf Uhr fixiert, überquert sie den Hof der Polizeikaserne im Zentrum Kabuls. Vor ihr stehen ein paar Dutzend Männer in Reih und Glied. Eben hat sie ihnen einen Vortrag gehalten, Drogenkontrolle war das Thema. «Haben Sie gewusst», fragt sie später in ihrem Büro, «dass Drogen die schlimmsten Killer sind in Afghanistan – tödlicher als die Taliban?»

Dschamila Bajas, 50, ist Oberst der Afghan National Police Force und die ranghöchste Frau in Afghanistans Sicherheitsapparat. Im Januar wurde sie mit der Kommandantur für den Bezirk Nummer eins der Hauptstadt Kabul betraut – nicht irgendeinen Bezirk: Hier liegen der Präsidentenpalast, mehrere Ministerien, Zentralbank und die wichtigsten Geldwechsel- und Goldmärkte.

Es deprimiere sie, sagt die Mutter von fünf Kindern, das Elend in ihrem Land. Ihr Job sei es, dieses Elend auszumerzen. Bomben, Mord und Drogen heissen ihre Feinde, und manchmal lassen sie ihr kaum eine Stunde Schlaf. Ein Privatleben hat sie kaum mehr. Freie Bewegung ausserhalb ihrer Wohnung: Daran ist nicht zu denken, seit sie ihr neues Amt angetreten hat.

Es mutet etwas seltsam an, aber Bajas sagt, sie habe ihre Berufswahl nie bedauert. Ihre Kollegen nennen sie ein «Vollblut». Vor über dreissig Jahren hatte sie an der Ingenieursfakultät, der begehrtesten Abteilung der Universität Kabul, ihr Studium aufgenommen. Aber sie hegte rasch andere Pläne. Nach bloss zwei Monaten trat sie in die Polizeiakademie ein. «Meine Lehrer und Freundinnen waren verblüfft», sagt sie, «aber ich wusste, was ich tat.» Der Job versprach Spannung und Abwechslung.

Bajas' Beförderung zum ersten weiblichen Bezirkschef in Afghanistan wurde vom neuen Innenminister Mohammad Omar Daudzai initiiert. Bajas soll Frauen inspirieren, auf höhere Posten zu aspirieren.

Ihre Ernennung kommt zu einem heiklen Zeitpunkt. Im April tritt der langjährige Präsident Karzai zurück, ein Nachfolger wird gewählt. Und nach mehr als einem Jahrzehnt verlassen die Nato-Streitkräfte das Land. Viele fürchten, dass Afghanistan im Chaos versinken oder schlimmer noch: unter die Fuchtel der Taliban zurückfallen könnte. Letzteres ist besonders für die Frauen eine beängstigende Vorstellung, wurden Afghaninnen doch unter dem Taliban-Regime (1994–2001) weitgehend in ihre Häuser zurückgedrängt; Schulen für Mädchen verboten.

Wer als Frau in der Männerdomäne nach oben strebt, isst hartes Brot. Gewisse Aspekte

des Sexismus, welchen Bajas ausgesetzt ist, scheinen lächerlich. «Als sie antrat, sind einige männliche Offiziere auf die Toilette geflüchtet, bloss damit sie vor ihrer neuen Kommandantin nicht salutieren mussten», erzählt ein Kollege.

Kabul war einst ein progressiver Ort

Oberst Bajas ist nicht der Typ, der klein beigt. Sie träumt davon, den Ruf ihrer Stadt wiederherzustellen. Kabul, so erinnert sich Bajas, war in der Zeit ihrer Kindheit ein entspannter, progressiver Ort, mit Strassencafés, sogar Frauen in Miniröcken flanieren durch die Strassen.

Bajas graduierte an der Polizeiakademie, wenige Monate bevor die Sowjets 1979 das Land überfielen. Krieg prägte bald den Alltag. Doch während eine Regierung nach der andern fiel, blieb Bajas ihrem Beruf treu – bis die Taliban die Macht an sich rissen. «Von einem Moment auf den andern wechselte meine Identität von einem Polizeioffizier zu einer gewöhnlichen Frau», sagt sie. «Mir schien es, als ob das Leben aufgehört hätte.»

Die neuen Herrscher trennten die Geschlechter in der Öffentlichkeit rigoros. So mussten Frauen in speziellen Bussen fahren – mit einem Vorhang zwischen den Burka-verhüllten Passagierinnen und dem Mann auf dem Fahrersitz. Eines Tages, als Bajas mit letzter Kraft versuchte, in einen Bus zu steigen, erhaschte ein Sittenwächter der Taliban einen Blick unter den Saum ihrer Burka. «Er peitschte mich mit einem Plastikkabel, weil er meinen Fuss und etwas Bein gesehen hatte», sagt sie.

Verglichen mit diesen Zeiten, sagt Bajas, sei Afghanistan heute wie ein Traum. Der Kollaps des Taliban-Regimes Ende 2001 ermöglichte ihr, die Arbeit, die sie über alles liebt, wieder aufzunehmen. Seither ist sie viel gereist in der Welt – von Ägypten bis in die Vereinigten Staaten – und hat an Fortbildungskursen und Polizeikonferenzen teilgenommen. Zu Hause in Kabul, einer dichtbesiedelten Stadt mit 4,5 Millionen Einwohnern, hat sie sich als Kriminalermittlerin und als Drogenexpertin einen Namen gemacht.

Nun ist Dschamila Bajas ganz oben angekommen. Doch es ist einsam an der Spitze. Polizist ist der riskanteste Beruf in Afghanistan. Jeden Monat sterben über hundert Sicherheitsbeamte im Einsatz. Auf Frauen haben es die Taliban besonders abgesehen. Dutzende Polizistinnen sind im Dienst ermordet worden. Unter ihnen auch die legendäre Malalai Kakar aus Kandahar. Kakar war die erste Polizistin in Afghanistan nach dem Sturz der Taliban. Am Gurt eine Neun-Millimeter-Makarow-Pistole, Handschellen und Vier-Finger-Schlagring, die bodenlange Burka über ihre Uniform gestreift, so jagte die schmale Frau mit schulterlangem Haar – Mutter von sechs Kindern – Terroristen und Verbrecher, verfolgte mit ihrer Sondereinheit Straftaten gegen Frauen und Mädchen.

Oberstleutnant Kakars Unerschrockenheit war landesweit bekannt. Für viele Frauen war sie eine Ikone – für radikale Religiöse eine Provokation. Sie zeigte öffentlich ihr Gesicht, sie rauchte, bei Einsätzen schlug sie hart zu, regelmässig erhielt sie Morddrohungen. Im September 2008 wurde Kakar in ihrem Dienstwagen von zwei bewaffneten Motorradfahrern erschossen. Sie wurde bloss 41 Jahre alt.

Seit diesem Attentat ziehen sich Polizistinnen in Kandahar bei Untersuchungen entweder eine Burka oder eine Kopfabdeckung über, damit sie nicht erkannt werden. Doch auch

Jeden Monat sterben über hundert Polizisten im Einsatz. Frauen nehmen die Taliban besonders ins Visier.

dies schützt vor Todesschützen nicht. Vergangenen Juli wurde Leutnant Islam Bibi, 37, die ranghöchste Polizistin der Südprovinz Helmand, auf dem Weg zur Arbeit erschossen. Zuvor hatte sie Reportern berichtet, dass sie selbst von Männern aus ihrer eigenen Familie Morddrohungen erhalten habe. Auch ihre Nachfolgerin, die aus Sicherheitsgründen unter dem Decknamen «Negar» operierte, erlitt dasselbe Schicksal. Die 38-Jährige hatte ihr Amt kaum angetreten, als sie letzten September aus nächster Nähe erschossen wurde.

Eine beliebte Angriffstaktik der Taliban besteht aus Burka-Attacken. Kämpfer werfen sich eine Burka über und geben sich als Frauen aus, wobei sie Sprengsätze und Waffen unter dem Schleier verstecken. Aus religiösen Gründen dürfen Männer bei Frauen keine Leibesvisite durchführen. Folglich wäre ein hoher Frauenanteil im Polizeicorps dringend nötig.

Rekrutierungsbemühungen sind jedoch weit hinter den Hoffnungen zurückgeblieben. 2013 zählte die Nationalpolizei 157 000 Mitglieder, davon waren gerade mal 1551 Frauen – weniger als ein Prozent.

Die Saat der Taliban-Gewalt ist aufgegangen. Frauen fürchten den Job. «Frauen sind weich wie Kerzenwachs», sagt Qari Taha, ein Taliban-Kommandant in Kabul. «Wenn männliche Polizeikommandanten die Taliban nicht stoppen können, wird es einer Frau erst recht nicht gelingen.» Taha sieht in Bajas' Wahl einen PR-Trick. Es gehe darum, Afghanistan als «modern» zu präsentieren, um westliches und jüdisches Geld für die Sicherheitskräfte aufzutreiben.

«Werdet unsere Brüder im Frieden»

Auch Dschamila Bajas hat Todesdrohungen erhalten. Dutzende sind es bereits. Sie weiss: Den Taliban ist jeder ein Feind, der eine Uniform trägt, doch sie ist ihnen eine besondere Trophäe. Dennoch habe sie keine Sekunde gezögert. «Ich liebe meinen Job mehr als meinen Atem», sagt sie. «Wenn ich Erfolg habe, öffne ich Türen für andere Frauen.»

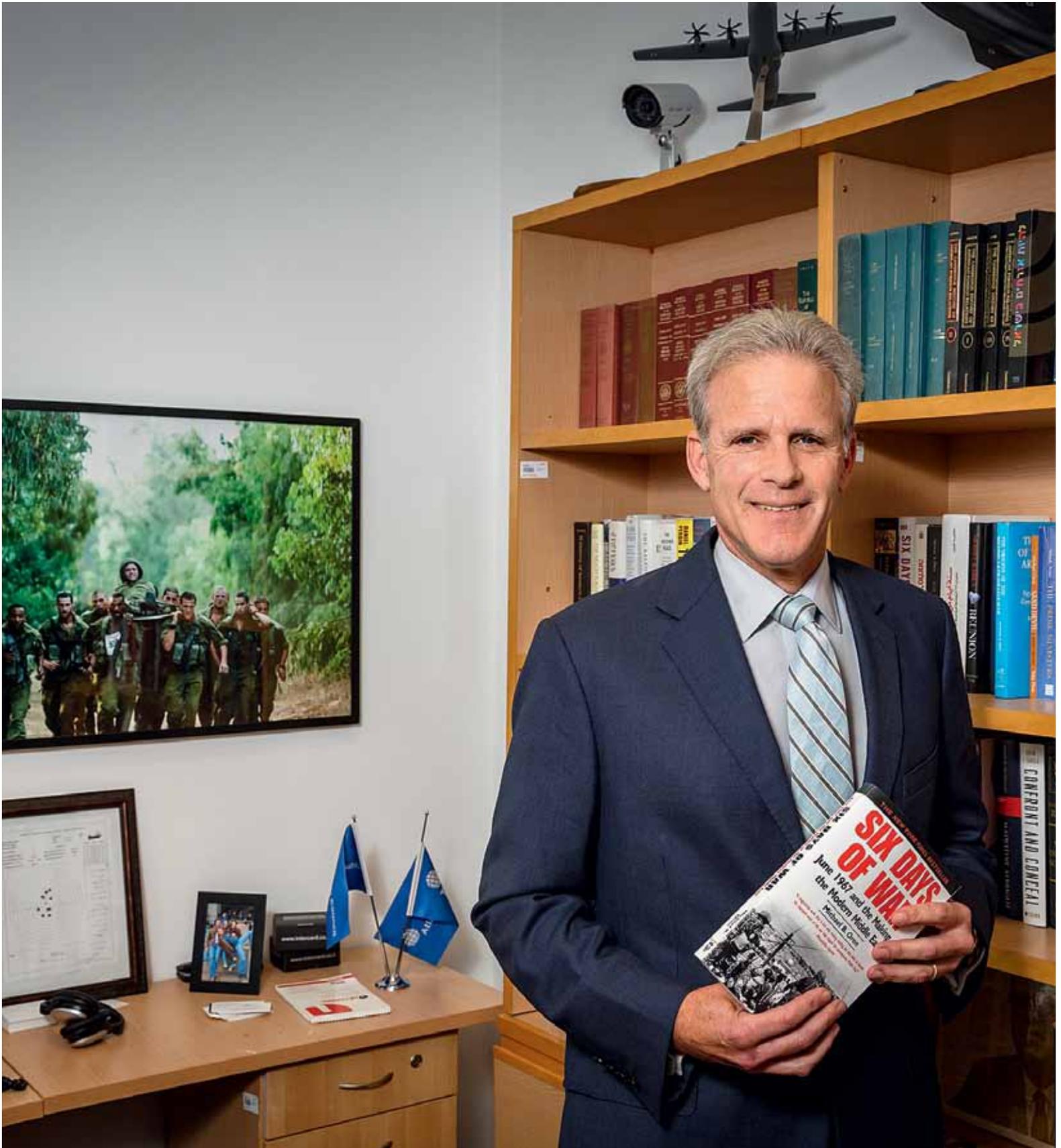
Der Countdown läuft. Ende Jahr werden die meisten ausländischen Soldaten Afghanistan verlassen. «Wir fürchten uns nicht vor dem Tag, an dem die internationalen Schutztruppen abziehen», sagt sie trotzig und stolz. «Unsere Polizei und Armee kann das Land vor jedem Aggressor beschützen.» An die Adresse der Taliban richtet sie die Botschaft: «Legt eure Waffen nieder. Werdet unsere Brüder im Frieden. Helft uns, das Land wieder aufzubauen.» Bajas' Appell scheint an den Taliban abzurallen wie der Schrei von einer Felswand. Für die Gotteskrieger ist sie bloss eine Frau. ○



Bajas träumt davon, den Ruf ihrer Stadt wiederherzustellen.

Wie ernst ist das Lächeln des Iran?

Michael Oren ist einer der tiefsten Kenner der amerikanischen Nahostpolitik. Er war israelischer Botschafter in Washington und ist Autor von historischen Bestsellern. Bei einem Treffen warnt er vor den Charmeooffensiven des iranischen Präsidenten. Von Pierre Heumann und Yadid Levy (Bild)



«Wir können uns keine Fehlerquote leisten»: ehemaliger Spitzendiplomat und Professor Oren.

Michael Oren gilt als einer der einflussreichsten Juden Amerikas. Der ehemalige Botschafter Israels in Washington D.C kennt sowohl Premierminister Benjamin Netanjahu als auch US-Präsident Barack Obama gut, weiss, was sie antreibt und wo ihre Grenzen sind. In beiden Hauptstädten ist er bestens vernetzt. Als gebürtiger Amerikaner, der nach Israel auswanderte, ist Oren auch mit den Mentalitäten beider Länder vertraut.

Seit er den diplomatischen Dienst vor ein paar Monaten verlassen hat, leitet der Geschichtspräsident an einem renommierten College nördlich von Tel Aviv das Institut für Diplomatie und Strategie. Der 59-jährige Historiker hält zudem Vorträge, tritt bei CNN als Experte für den Mittleren Osten auf, und er arbeitet an seinen Memoiren über seine Zeit als Netanjahus Mann in Washington, über die Jahre 2009 bis 2013 also.

Es war eine schwierige Periode, um Israels Position in Washington zu vertreten. Schon seit langem war das Klima zwischen dem Weissen Haus und Jerusalem nicht mehr dermassen gespannt gewesen wie in jenen Jahren. Unterschiedliche Vorstellungen über den Zeitplan zur Verhinderung des iranischen Atomprogramms prallten damals – wie heute auch – aufeinander. Netanjahus Kritik, dass das Weisse Haus dem Iran keine «roten Linien» setze, sorgte für Zoff. Obama bestand darauf, zunächst auf Verhandlungen zu setzen.

«Väter des Nuklearprogramms»

Oren warnt davor, der Charmeoffensive des iranischen Präsidenten Hassan Rohani auf den Leim zu kriechen. Im Kern sei Rohani nicht anders als sein Vorgänger Machmud Achmadinedschad: «Rohani ist einer der Mitbegründer der islamischen Revolution und ein enger Verbündeter des Revolutionsführers. Er ist also Teil der Führungselite und einer der Väter des iranischen Nuklearprogramms.» Das erkläre allerdings nicht, weshalb Israel Rohani keine Chance geben wolle, um das neue Gesicht Teherans zu testen und die Gemässigten gegenüber den Konservativen zu stärken, wende ich ein. Das sei im Westen ein weitverbreitetes Narrativ, widerspricht Oren, aber es sei gefährlich.

Die Fehlertoleranz Israels sei null. Aufs Geraetwohl darauf zu vertrauen, dass es Rohani ernst sein könnte mit seinem Lächeln, sei zu riskant für Israel. Und eindringlich wiederholt Oren: «Wir können uns keine Fehlerquote leisten.» Der Ex-Diplomat zitiert den ehemaligen iranischen Präsidenten Haschemi Rafsandschani, einen Gemässigten. «Rafsandschani sagte, Israel sei ein Eine-Bombe-Land. Und er hatte recht.»

Während sich Oren über die iranische Atomgefahr auslässt, hält sich die US-Atomunterhändlerin Wendy Sherman zu Konsultationen in Jerusalem auf. Die Vizeausserministerin ist direkt aus Wien nach Tel Aviv geflogen, um die israelische Regierung über den neuesten Stand

der Iran-Gespräche zu informieren – und um das Kabinett in Jerusalem zu beruhigen. Das Abkommen mit Teheran müsse garantieren, dass der Iran niemals Atomwaffen haben werde, versucht sie die Bedenken der Israelis zu zerstreuen, um sie von den Vorteilen einer diplomatischen Lösung zu überzeugen. Die vage Formulierung würde den Iranern die Urananreicherung weiterhin erlauben, hält man ihr indessen entgegen. Oren glaubt nicht, dass Sherman Erfolg haben werde: «Wir kennen ja die Forderung Netanjahus.» Israel wolle verhindern, dass der Iran ein nuklearer Schwellenstaat wird.

Im Mittleren Osten, sagt Oren, könne sehr viel in sehr kurzer Zeit passieren. Die Verzögerung eines Waffenvernichtungsprogramms könne deshalb legitim sein. Natürlich wisse niemand, was geschehen würde, sollte der Iran angegriffen werden, sagt Oren. Aber eine militärische Attacke sei wohl weniger riskant, als

Eine militärische Attacke sei wohl weniger riskant, als oft behauptet werde.

oft behauptet werde. Dafür gebe es historische Beweise. Oren nennt zwei Beispiele: Als Israel im Jahre 1981 den irakischen Atomreaktor Osirak zerstörte, gab es keine Reaktion arabischer Staaten, obwohl eine solche von vielen erwartet worden war. Auch nach der Vernichtung der syrischen Atomanlage (2007) blieben Vergeltungsaktionen aus. Die iranische Atomfrage sei ein Lackmustrast für Amerika, sagt Oren: «Werden die Verhandlungen dazu führen, dass dem Iran eine gewisse Hegemonie in der Region zugestanden wird?» Dann müssten sich Israel, aber auch die arabischen Golfstaaten die Frage stellen, ob sie damit leben können.

Weil bei der Atomfrage Israel und Saudi-Arabien im gleichen Boot sitzen, sage ich, interessiere es mich, ob er Kontakte zu Saudis gehabt habe, als er sein Land in Washington vertrat. Doch Oren unterbricht: «Saudi-Arabien ist mit einer existenziellen Bedrohung des Regimes konfrontiert. Wir aber haben es mit einer existenziellen Bedrohung unserer Bevölkerung zu tun. Niemand in Teheran spricht davon, Saudi-Arabien von der Landkarte zu löschen.» Nochmals meine Frage, ob er während seiner Zeit als Botschafter Kontakte zu Golfstaaten gehabt habe. «Ich traf arabische Diplomaten aus Ländern, auch solchen, zu denen wir keine diplomatischen Beziehungen unterhalten», antwortet Oren ausweichend, ohne aber zu dementieren.

Nur wenige kennen sich im israelisch-amerikanischen Verhältnis besser aus als Oren, der Historiker. Seine Bücher über den Nahen Osten waren Bestseller, nämlich diejenigen über den Sechstagekrieg von 1967 und über das amerikanische Engagement im Mittleren Osten seit 1776 bis heute.

In den nächsten Wochen wird sich zeigen, ob US-Aussenminister John Kerry den Friedensprozess wieder in Gang setzen kann. Oren ist skeptisch. «Keinem anderen Volk wurde seit den 1930er Jahren öfter ein Staat offeriert als den Palästinensern. Sie haben es aber immer abgelehnt.» Oren ist sich nicht sicher, ob die Palästinenser überhaupt einen eigenen Staat wollen: «Sie müssten dann einen Teil ihrer Identität aufgeben. Um Frieden zu schliessen, müssten sie uns nämlich als legitimen jüdischen Staat anerkennen.» Ein grosser Teil der palästinensischen Identität bestehe aber gerade darin, Israel und seine Geschichte zu negieren.

«... dann sollte sich Israel zurückziehen»

Was aber passiert, wenn Kerry scheitert? «Dann sollte sich Israel aus dem Westjordanland zurückziehen. Und zwar einseitig, und gleichzeitig auch die Grenzen neu ziehen. Wir dürfen dabei aber nicht die Fehler wiederholen, die wir bei der Evakuierung des Gazastreifens gemacht haben. Damals haben wir alle Siedlungen zerstört und die Armee abgezogen. Wir sollten einige Siedlungsblöcke behalten, ein Maximum an Siedlern im Westjordanland lassen und eine gute Verteidigungslinie aufbauen.»

Wo die Palästinenser in seinem Szenario Platz haben würden, erkundige ich mich. Israel, so die Vorstellung Orens, behielte im Westjordanland drei bis vier Siedlungsblöcke, die lediglich rund fünf Prozent des Westjordanlands beanspruchen würden. «Die Palästinenser würden also 95 Prozent des Territoriums erhalten.» Und die Siedler? Die rund 60 000 Israelis, die derzeit dort wohnen, müssten mit Gewalt entfernt oder mit ökonomischen Anreizen dazu gebracht werden, ihre Häuser freiwillig zu verlassen.

Orens Sprecher mischt sich ein: letzte Frage. Themenwechsel: Viel sei in letzter Zeit die Rede davon, dass sich Amerika aus dem Nahen Osten zurückziehen werde. «Das zu glauben, wäre eine Illusion», sagt Oren, «denn der Mittlere Osten ist nicht Vietnam. Als Amerika 1975 Vietnam verliess, konnte es ziemlich sicher sein, dass der Vietcong amerikanische Soldaten nicht bis nach Hause verfolgen würde. Aber jetzt ist das anders. Der Terror verfolgt die USA – letztes Jahr zum Beispiel in Boston. Und derzeit werden Tausende von Dschihadisten in Syrien ausgebildet.»

Es mache zwar den Anschein, als ob Amerikas Einfluss im Nahen Osten abgenommen habe – «aber die USA stellen immer noch die stärkste Macht in der Region dar. Es ist immer noch US-Aussenminister Kerry, der mit Israelis und Palästinensern eine Lösung des Konflikts sucht – und niemand sonst, weder Fabius noch Lawrow. Aber es herrscht trotzdem der Eindruck vor, dass Amerikas Macht auf dem Rückzug ist. Die Amerikaner haben sich geweigert, in Syrien zu handeln. Das wirkt sich nun negativ auf die Fähigkeit Washingtons aus, in der Iran-Krise oder im israelisch-palästinensischen Konflikt zu vermitteln.» ○

Meine Dauer-Überdrehtheit

Als Historiker untersuchte ich das «nervöse Zeitalter» am Ende des 19. Jahrhunderts. Irgendwann befiel mich selber lähmende Hyperaktivität. Die Ärzte nannten es Burnout. Aber gibt es das wirklich? Meine Symptome erinnerten mich an Forschungen zur «Nervenschwäche» vor langer Zeit. *Von Joachim Radkau*

Vor zehn Jahren verfolgte mich über Monate ein Gefühl geistiger Lähmung, verbunden mit Schlaf-, Rast- und Lustlosigkeit, wie ich das bis dahin als Dauerzustand nie gekannt hatte. Ich lief zu Psychiatern und Therapeuten und bekam die Diagnosen «Depression» und «Burnout». Da extrem arbeitsreiche Jahre vorangegangen waren, wirkten diese Etiketten überzeugend – und führten mich doch aus späterer Rückschau in die Irre. Überarbeitung als solche war die Ursache offenbar nicht gewesen; eher ein jahrelanges Michhineinsteigern in eine Workaholic-Dauerüberdrehtheit, angeheizt durch ein hemmungsloses Surfen im Internet, das ich zwei Jahre davor erlernt hatte.

Und wie ich mich später in der Erkenntnis bestätigt gefunden habe, war es damals das einzig Wahre, dass ich, so gut es eben ging, meine Arbeit unbeirrt, wenn auch gemächlicher fortsetzte, zwischendurch viel Bewegung: wandern, radeln, schwimmen, am besten mit guten Freunden. Vor allem solche simpel-konventionellen Mittel scheinen es gewesen zu sein, die mich aus dem Down wieder herausbrachten, nicht so sehr die Therapien und Psychopharmaka.

Nützlich war auch die Erinnerung an die alte Weisheit, dass das Leben kein permanenter Spass ist, wie einem die Reklame zu suggerieren sucht, sondern dass auch Phasen der Trübsal und Kränkungen des Selbstgefühls dazugehören. Da kam mir wieder in den Sinn, wie der Arzt und Medizinsoziologe Alfons Labisch 1995 auf einer Tagung zur Arbeitsmedizin den Trend verspottete, jegliche Verschleisserscheinungen zu skandalisieren: So sei nun einmal das Leben, dass man sich im Lauf der Jahre verbrauche. Klaus Dörner, der in vielem erfahrene Seelenarzt, warnt mit Grund: Es gibt Gesundheitsideale, die krank machen («Die Gesundheitsfalle», 2003). Und diese Gefahr besteht besonders in Zeiten, die vom Streben nach Gesundheit besessen sind.

Djà-vu mit der Belle Epoque

Seltsam: Einige Jahre vor meinem Tief hatte ich mein Buch «Das Zeitalter der Nervosität» (1998) geschrieben, das von der epidemischen «Neurasthenie»-Welle zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg und deren Verquickung mit dem Zeitgeist handelte, hatte jedoch nur wenig darüber gegrübelt, was diese Geschichte mit meiner Gegenwart und mit mir selbst zu tun haben könnte. Dabei boten damalige Pa-

tientenakten – die zu entdecken manchmal detektivischen Spürsinn erfordert hatte – eine einzigartige Chance, hinter den Diagnosen der Mediziner und den öffentlichen Diskursen die authentische Leidenserfahrung zu rekonstruieren; denn damals liessen die Ärzte die «Nervösen» oft ganz einfach von sich erzählen – und viele von ihnen sprudelten dabei nur so über –, statt sie nach bestimmten Kriterien abzufragen. Und da kam heraus, dass eine direkte Kausalität zwischen erhöhtem Arbeitstempo und Neurasthenie längst nicht so oft bestand, wie man von der Literatur her vermuten könnte. Erst recht die «Schulüberbürdung», über die viele Publizisten ein grosses Geschrei erhoben und der sie die Schuld an frühzeitiger Nervenzerrüttung gaben, tauchte in den Leidensgeschichten nur ganz sporadisch auf. Dafür rangierten sexuelle Frustrationen ganz weit oben: Diese mussten gar nicht, wie man von der Lehre Freuds her glauben sollte, aus den Tiefen des Unbewussten hervorgekitzelt werden – die «Nervösen» klagten schon von sich aus darüber.

Man erkennt, dass die Belle Epoque zumindest gehobenen Schichten eine erste Ära der Spassgesellschaft bescherte und eben deshalb

Der Mensch besitzt eine kolossale Fähigkeit, durch Autosuggestion ein Leidensgefühl zu bekommen.

nicht wenige in Panik gerieten, wenn der Spass nicht gelang. Und man erkennt auch, dass es einen gewissen Reiz bekam, sich krank zu fühlen, wenn sich darauf Ansprüche und Bade-reisen gründen liessen.

Ein Musterbeispiel war damals die «traumatische Neurose», mit der sich ein Rechtsanspruch auf Unfallentschädigung erheben liess; die Zürcher Habilitationsschrift von Esther Fischer-Homberger zu diesem Thema (1975) beginnt mit der lapidaren Feststellung: Zwischen 1860 und 1920 sei diese auf einen Unfall zurückgeführte Neurose «epidemieartig über die zivilisierte Welt gegangen. Die Epidemie begann, als Eisenbahnunfälle einklagbar wurden.» Gewiss war diese Klagemöglichkeit im Prinzip berechtigt. Aber auch unbeabsichtigte Folgen wohlgemeinter Rechtsansprüche haben ihre Geschichte. Die Analogie zu neuerlichen Diagnosen wie «Schleudertrauma» oder «posttraumatische Belastungsstörung» drängt sich auf.

Damit soll nicht behauptet werden, dass solche Patienten bewusst simulierten und nicht wirklich litten. Der entscheidende Punkt ist vielmehr der: Der Mensch ist ein zu Angst disponiertes Geschöpf und besitzt eine kolossale Fähigkeit, sich in Ängste hineinzusteigern und durch Autosuggestion ein Leidensgefühl zu bekommen, zumal wenn ihm die Medizin entsprechende Krankheitskonstrukte anbietet. So fühlte auch ich mich mit der Burnout-Diagnose monatelang tatsächlich «ausgebrannt» wie ein Kerzenstummel, dessen Docht im letzten Tropfen Wachs ertrunken ist. Erst als darauf eine lange sehr produktive Phase folgte, wurde mir bewusst wie noch nie, wie sehr man sich im eigenen vitalen Interesse von der Suggestion stereotyper Diagnosebegriffe frei machen muss.

Symptome aus dem Internet

Unter Medizinern ist es eine alte Erfahrung, dass man im Laufe des Studiums an sich selbst erst einmal jede Menge Krankheitssymptome entdeckt, bis sich diese Hypochondrie am Übermass der Symptome totläuft. Heute bietet das Internet dem, der nur fleissig danach surft, für Symptome, die er bei sich selbst registriert, potenzielle Krankheiten jeglicher Art. Unter Ärzten kursiert bereits der Begriff «Wikipedia-Krankheit».

Aber schon die Neurastheniker schöpften vor über hundert Jahren eifrig aus der damaligen Flut der Nerven-Literatur und belehrten damit ihre Ärzte. Bei der Neurasthenie ging vor hundert Jahren ein Fortschritt der Erkenntnis dahin, dass die Heilung mehr Sache der Lebensweise als der Medizin ist und durch Aktivität oft besser vorankommt als durch Liegestühle und warme Bäder. Ein weiterer Erkenntnisgewinn ging dahin, die «Nervenschwäche» – um 1910 im deutschen Raum die häufigste aller Diagnosen – nicht nur als Krankheit, sondern auch als Zeitphänomen zu begreifen: Zeichen einer Zeit, die nicht nur in die Arbeit, sondern auch in die Freizeit ein neues Tempo brachte und eine bis dahin ungewöhnliche Reizüberflutung bescherte. Vieles deutet darauf hin, dass für das Burnout-Syndrom, dessen Diagnose seit den 1990er Jahren rasant zugenommen hat, etwas Ähnliches gilt: Als Gesamtphänomen versteht man es nicht in einem rein medizinischen, sondern erst in einem weiteren kulturellen Kontext.

Wie um 1880 die Neurasthenie kam das Burnout ein Jahrhundert darauf aus den USA



Der Reiz, sich krank zu fühlen, steigt mit den Ansprüchen, die sich darauf gründen lassen.

nach Europa; laut Wikipedia stammt der Begriff anscheinend von einem Romantitel von Graham Greene: «A Burn-Out Case» (1960). Schon diese Herkunft hält einen davon ab, den Begriff allzu wörtlich zu nehmen. Obwohl immer häufiger als Alarmzeichen zitiert, ist es bis heute nicht gelungen, Burnout als Krankheit mit bestimmten Ursachen und Symptomen klar zu definieren. Das heisst nicht, dass man das ganze Thema als blosse Seifenblase abtun sollte: Gerade weil sich auf die Burnout-Diagnose als solche bislang keine Entschädigungs- und Rentenansprüche gründen lassen (nur für den Arzt ein Abrechnungstitel für die Versicherung), besteht wenig Grund zum Simulationsverdacht.

Zwar gilt das Burnout ähnlich wie vor einem Jahrhundert die Neurasthenie im Prinzip als ehrenwertes Leiden, das von Überarbeitung herrührt – aber so ganz sicher ist diese Ätiologie eben doch nicht und daher auch nicht der Verdacht ganz ausgeschlossen, dass dieses Down weniger respektable Ursachen haben könnte. Renommieren kann man damit nicht. Und wenn selbst Google seit 2007 unter dem Titel «Search inside yourself» firmeninterne Meditationskurse für Gestresste einrichtet – und damit steht dieser digitale Gigant nicht allein –, ist dies ein Zeichen, dass es sich bei den zunehmenden Stressleiden nicht nur um eine Erfindung von Therapeuten und Hypochondern handelt.

Die Schwierigkeit, sich zu entscheiden

Doch als reine Berufskrankheit liess sich das Burnout bislang eben nicht eindeutig nachweisen; eher gewinnt man den Eindruck, dass hier typischerweise beruflicher Druck mit ausserberuflichen Stressoren zusammenkommt. Wenn der Ehrgeiz von Arbeitsmedizinern sich einseitig darauf richtet, das Burnout aus Bedingungen der jeweiligen Berufswelt herzuleiten, kann das die Betroffenen von Selbstreflexion und Eigeninitiative abhalten, ohne die in vielen Fällen schwerlich ein Weg aus diesem Leidensgefühl heraus zu finden sein dürfte.

Dass das Burnout gerade seit den 1990er Jahren international Züge einer Epidemie bekommen hat, deutet auf einen intimen Zusammenhang mit der elektronischen Revolution hin, die seit jener Zeit per Internet und Smartphone nicht nur die Arbeitswelt, sondern auch das Freizeitverhalten von Grund auf verändert hat. Wie einst im «nervösen Zeitalter» hat sich eine Fülle ungeahnter Möglichkeiten aufgetan; noch nie war es so schwer, all die Perspektiven auf ihren Wert hin zu prüfen, sich zu entscheiden und sich nicht uferlos zu verzetteln.

Gewiss wäre es verfehlt, den arbeitsmedizinischen Zugang zum Burnout pauschal zu bagatellisieren. Da ist es aufschlussreich, firmenhistorische Feldforschung zu betreiben: So wurde 1990 in Bad Kissingen die psychosoma-



Stromschläge und ungeduldige Anrufer: Telefonistinnen, um 1900.

tische Klinik Heiligenfeld gegründet; deren Spezialität wurden in der Folgezeit berufsspezifische Therapien, und damit erzielte sie in kaum zwei Jahrzehnten ein phänomenales Wachstum, das sie zum grössten Arbeitgeber dieses altberühmten Kurortes werden liess: zu einer Zeit, als die Versicherungen generell bei Kuren knauseriger wurden und der Kurbetrieb alter Art allenthalben in die Krise geriet.

Dass in der Arbeitswelt in den letzten Jahrzehnten Verunsicherung und Vereinzelung drastisch zugenommen haben und sich die Geborgenheit in Kollegialität und Gewohnheit vermindert hat, erscheint offensichtlich. Nun ist der Mensch anpassungsfähig und wandelbar; und doch sollten wir uns darauf gefasst machen, dass wir bei alledem bislang unbekannte Grenzen unserer eigenen Natur erfahren. Wer früher zwei Briefe am Tag schrieb, verschickt heute pro Tag zwanzig Mails – aber ob er in einigen Jahrzehnten dazu in der Lage

sein wird, täglich an die zweihundert zu verschicken, bleibt die Frage.

Und man vergesse nicht: Schon die Neurasthenie der Belle Epoque war in bestimmten Sparten tatsächlich eine Berufskrankheit, so bei den Telefonistinnen, die bei der damaligen Technik alle Verbindungen – und jede der Frauen betreute zehntausend – auf umständ-

Am lautesten klagen in der Regel die, die sich im Einklang mit dem Trend der Zeit wissen.

liche Weise mit der Hand stöpseln und dabei die Ungeduld vieler Anrufer ertragen mussten, wobei sie manchmal auch noch Stromschläge bekamen – aber diese Frauen schrieben keine Bücher über die moderne Nervosität.

Auch heute spricht einiges dafür, dass es berufsbedingtes Burnout wirklich gibt, aber wohl am meisten dort, wo am wenigsten Alarm geschlagen wird: so bei gewerkschaftsferner Leiharbeit; bei Kleinunternehmern, die nicht nur pausenlos erreichbar sein, sondern auch auf alles sofort reagieren müssen; bei Lehrern, die in «Brennpunkt»-Schulen mit hohem Ausländeranteil unterrichten, sich aber aus Gründen der Political Correctness vor lauten Klagen scheuen. Da braucht man eine Quellenkritik der Klage: Am lautesten klagen in der Regel die, die sich im Einklang mit dem Trend der Zeit wissen und mit ihren Klagen etwas zu erreichen hoffen; das echte Leiden dagegen ist oft leise.



«Ich wecke ihn nie auf, wenn er schlafwandelt.»

Joachim Radkau, geboren 1943, ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Bielefeld und Autor zahlreicher Fachbücher.



Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel

Die Schweiz und Europa

**Eine Standortbestimmung nach dem Ja
zur Masseneinwanderungsinitiative**

Was bedeutet der Volksentscheid für die Schweiz? Und für Europa? Wie muss es jetzt weitergehen? Ein Plädoyer für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz. Roger Köppel, Verleger und Chefredaktor der *Weltwoche*, war früher Chefredaktor der *Welt* in Berlin.

Veranstaltungen

Veranstaltungen			Anmeldung
Aarau	27. Februar	Gasthof zum Schützen	aarau@weltwoche.ch
St. Gallen	28. Februar	Einstein Congress Hotel Spa	stgallen@weltwoche.ch
Basel	4. März	Stadt-Casino Basel	basel@weltwoche.ch
Chur	5. März	Eventhall City West	chur@weltwoche.ch
Luzern	7. März	Hotel Palace	luzern@weltwoche.ch
Zürich	11. März	Zurich Marriott Hotel	zuerich@weltwoche.ch

Beginn: 19 Uhr, Türöffnung: 18 Uhr, Eintritt frei

Die Platzzahl ist beschränkt. Telefonische Anmeldung 044 533 35 03

Die Rache der Hypermoralisten

Als moderner Erlösermythos ist die Ideologie der Gleichheit stärker denn je. Ihre Intensität entspringt der umgeleiteten Energie des seiner Wurzeln und Ziele beraubten marxistischen Denkens. Auszug aus dem soeben erschienenen Buch «Der neue Tugendterror» von Thilo Sarrazin



«Der Sündenfall brachte die Schuld und das Böse in die Welt»: Autor Sarrazin.

In gesellschaftlichen Debatten setzt sich mit grosser Regelmässigkeit nicht die Wahrheit durch (wobei ich hier die Frage ausklammere, ob es so etwas wie eine gesellschaftliche «Wahrheit» überhaupt geben kann), sondern die bessere Erzählung, die von der wirksameren Werbung unterstützt wird. «Gut» ist eine Erzählung dann, wenn sie leicht verständlich ist, das Herz anspricht, den eigenen Wünschen entgegenkommt, Sinn vermittelt, Trost spendet und die Welt scheinbar zu einem weniger rätselhaften Ort macht. «Wahrheit» gehört nicht zu den notwendigen Erfolgskriterien einer gesellschaftlichen Erzählung. «Wirksam» ist die Werbung für eine Erzählung (sprich Propaganda) dann, wenn sie oft genug wiederholt wird und ausreichend einfach ist. Menschen glauben in erster Linie an das oft Gehörte und scheinbar Plausible – ausser sie können sich aus eigenem Augenschein und eigener intellektueller Einsicht selbst ein Bild machen. Dazu fehlen den meisten allerdings die Zeit und der Antrieb. «Wahrheit» gehört deshalb nicht zu den Erfolgsvoraussetzungen von Propaganda.

Dies gibt sogenannten «gesellschaftlichen Debatten» oft so etwas unerträglich Hämmern-des, Enges und Stupides, geistlose Materialschlachten, in denen Emotionen, Behauptungen und Unterstellungen hin- und herfliegen. Nur Logik und Empirie können hier retten. Deren korrekte Benutzung ist aber ausserhalb von Mathematik, Naturwissenschaft und Ingenieurwesen recht wenig verbreitet und ihr Einsatz eher beliebig.

Gleichwohl sind die Analyse der Fakten und ihre Verbindung durch Logik die einzige Methode, gesellschaftliche Theorien zu testen und so zu einem Erkenntnisfortschritt zu kommen. Dieser allerdings wird jene nicht überzeugen, die wegen der Schönheit einer Erzählung ihre Wahrheit glauben, sondern bei ihnen eher Wut und Zorn auslösen.

Rousseaus Fehler

Die älteste Erzählung, die uns prägt, ist die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments. Ihre Beschreibung des ursprünglichen Lebens im Paradies und der Vertreibung daraus ist an Schönheit und Einfachheit nicht zu überbieten. Der Sündenfall brachte die Schuld und das Böse in die Welt, er verursachte alles menschliche Unglück. Der Opfertod Christi zeigte den Weg zur Erlösung auf: Durch den rechten Glauben und die daraus folgenden guten Taten können wir das Böse in der Welt besiegen und wieder einkehren in das ursprüngliche Paradies. Wenn nicht hier und heute, dann doch morgen oder übermorgen und spätestens im Jenseits.

Seit der Renaissance führten die Fortschritte in den Naturwissenschaften und später die Philosophen der Aufklärung mächtige Hiebe gegen die jüdisch-christliche Welterzählung. Um sich zu retten, zog sich die Theologie mehr und mehr ins Abstrakte zurück. Damit aber

verlor die Erzählung ihre Schönheit und Einfachheit und wurde immer unattraktiver.

Verbreitung und Intensität des christlichen Glaubens schwanden. Aber aus dem Schosse der Aufklärung entwickelte sich eine Kette von Ideologien, die die christliche Erzählung aus dem Jenseits ins Diesseits wendeten und sie insoweit noch viel attraktiver machten. Ihr Kern ist schnell erzählt: An die Stelle der Sünde trat die Ungleichheit, an die Stelle der Erlösung trat die Gleichheit. Das war der Grundimpuls bei Jean-Jacques Rousseau. Das trieb den Tugendterror in der Französischen Revolution. Das war der Kern der kommunistischen Ideologie. Das treibt heute so unterschiedliche Sachverhalte wie progressive Steuersysteme, Genderforschung und Integrationspolitik.

Diese Feststellung ist ganz wertfrei gemeint. In allen Dimensionen ist die Betrachtung eines sozialen Phänomens unter dem Aspekt der Gleichheit völlig legitim. Die Probleme beginnen dort, wo die Grenze zum Mythos überschritten wird und die realen Zusammenhänge und Fakten aus dem Blick geraten. Ein solcher Fall war Jean-Jacques Rousseau. 1755 veröffentlichte er seine «Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen». Damals gab es noch keine Evolutionstheorie und auch keine tragfähige anthropologische Forschung. Man nahm an, dass der Mensch mitsamt seinen Rassen seit Anbeginn der Erde physisch und geistig unverändert auf der Welt gewesen sei und sich aus einem Urzustand (den keiner kannte, von dem man aber glaubte, dass er den damals bekannten sogenannten primitiven Völkern recht ähnlich gewesen sei) ausschliesslich kulturell weiterentwickelt habe.

Rousseau setzt diesen Urzustand dem «irdischen Paradiese» gleich: Im Naturzustand «bilden die Menschen eine robuste und fast unverwüstliche Körperbeschaffenheit aus. [...] Die Natur [...] macht diejenigen stark und robust, die eine gute Konstitution haben, und lässt alle anderen umkommen.» Familie und Aufzucht der Kinder belasteten den Menschen im Naturzustand nicht: War das Bedürfnis zur Fortpflanzung befriedigt, «so kannten sich die beiden Geschlechter nicht mehr, und sogar das Kind bedeutete seiner Mutter nichts mehr, sobald es sie entbehren konnte.» Die Menschen lebten allein und bedurften keiner politischen Ordnung. Denn es «ist doch nichts so sanft wie der Mensch in seinem ursprünglichen Zustand, in dem er [...] von seinem natürlichen Mitgefühl davon zurückgehalten wird, selbst jemandem einen Schaden zuzufügen».

Die Menschen im Naturzustand waren also – folgt man Rousseau – gesund, stark und edelmütig sowie von den Lasten des Ehe- und Familienlebens befreit. Streit mit anderen hatten sie nicht, da sie allein lebten. Gier war ihnen fremd. Und war die Nahrung gefunden oder erlegt, so hatten sie Musse, weil sie keine

verfeinerten Bedürfnisse kannten. Es war das irdische Paradies.

Das grosse Unglück kam erst mit dem Eigentum über die Menschen, denn es zerstörte die Gleichheit des Naturzustandes und brachte die Ungleichheit:

«Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und auf den Gedanken kam, zu sagen «Dies ist mein», und der Leute fand, die einfüllig genug waren, ihm zu glauben, war der wahr-

An die Stelle der Sünde trat die Ungleichheit, an die Stelle der Erlösung trat die Gleichheit.

re Begründer der zivilen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Morde, wie viele Leiden und Schrecken hätte nicht derjenige dem Menschen erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: «Hütet euch davor, auf diesen Betrüger zu hören. Ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören und dass die Erde niemandem gehört.»

Rousseau bedauert, «dass die Ungleichheit, die im Naturzustand fast gleich null ist, ihre Kraft und ihr Wachstum aus der Entwicklung unserer Fähigkeiten und den Fortschritten des menschlichen Geistes bezieht und schliesslich durch die Einführung des Eigentums und der Gesetze dauerhaft und rechtmässig wird». Das Ergebnis für das menschliche Gemüt findet er schrecklich:

«Ehre ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit und Vergnügen ohne Glückseligkeit. Es genügt mir, nachgewiesen zu haben, dass dies nicht der ursprüngliche Zustand des Menschen ist, sondern dass es allein der Geist der Gesellschaft ist und die Ungleichheit, welche jene erzeugt, die unsere natürlichen Neigungen so verändern und verderben.»

250 Jahre später könnte es ein Vertreter der Occupy-Bewegung nicht schöner ausgedrückt haben: Der im Naturzustand gute und glückliche Mensch wird verdorben und unglücklich gemacht durch Wettbewerb und Eigentum. Erkennbar war Rousseau dazu bereit, den menschlichen Fortschritt der Gleichheit zu opfern.

Sein Fehler lag in der Utopie, dass der Mensch von Natur aus gut sei und erst durch die falsche Organisation der Gesellschaft wesentlich verändert werde. Realistischer (und menschenfreundlicher) war demgegenüber die angelsächsische Staatstheorie, die von einer unveränderlichen Natur des Menschen ausging und es für die Aufgabe des Staates hielt, die Menschen voreinander zu schützen. Rousseaus Auffassung führte in Stalins Folterkeller, jene von John Locke und David Hume zur westlichen Demokratie.

Rousseaus Verdammung der Ungleichheit durch Eigentum wurde zu einer Grundidee der materialistischen Geschichtsauffassung des

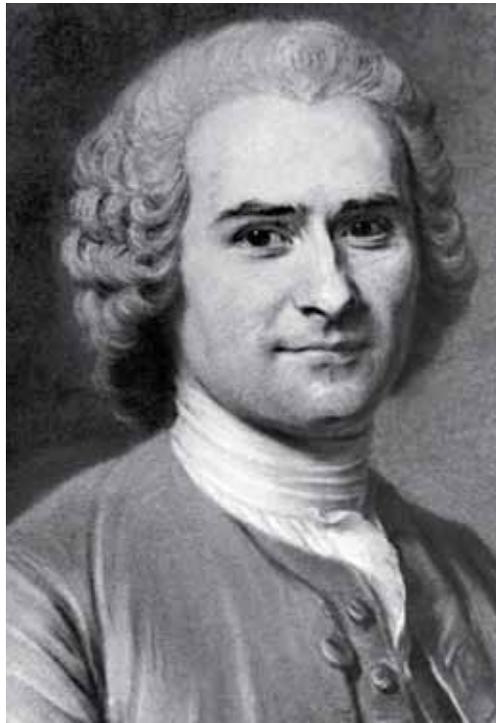
Marxismus. Die Unterdrückung der Frau und das Gefängnis der bürgerlichen Familie, zugleich Ausdrucksform und Instrument von Ungleichheit, seien beide die Folge des privaten Eigentums. Friedrich Engels schreibt dazu im Jahre 1884, die Monogamie entspringe dem Bedürfnis des Mannes, seine «Reichtümer den Kindern dieses Mannes und keines anderen zu vererben». Der Übergang der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum werde «diese ganze Vererbungssorge auf ein Minimum reduzieren». «Die Befreiung der Frau» habe «zur ersten Vorbedingung die Wiedereinführung des ganzen weiblichen Geschlechts in die öffentliche Industrie, und [...] dies wieder erfordert die Beseitigung der Eigenschaft der Einzelfamilie als wirtschaftlicher Einheit der Gesellschaft».

Vierzig Jahre später greift Leo Trotzki diese Gedanken auf. Seine Apotheose des neuen Menschen im Sowjetkommunismus erinnert an Rousseaus guten Menschen im Naturzustand: «Der Mensch wird unvergleichlich viel stärker, klüger und feiner, sein Körper wird harmonischer und seine Stimme wird musikalischer werden. Die Formen des Alltagslebens werden eine dynamische Theatralik annehmen.» All dies wird erreicht durch mehr Gleichheit, indem Eigentum und Eigennutz abgeschafft werden und das traditionelle Familienleben umgebaut wird.

Mehr Gerechtigkeit, weniger Freiheit

Gerade der real existierende Sowjetkommunismus in seinen unterschiedlichen Spielarten – bis hin zum Schreckensregime der Roten Khmer – hat deutlich gemacht, dass der Versuch zur Herstellung von Gleichheit ab einem gewissen Punkt die Freiheit nicht unbeschädigt lässt. Dieser Spannungsbogen gilt grundsätzlich für jedes regulierend in individuelle Entscheidungsräume eingreifende gesellschaftliche Regime, also auch für Demokratien. Individuelle Freiheit und gesellschaftliche Gleichheit stehen immer in einem Spannungsverhältnis und ab einem bestimmten Punkt der Eingriffe auch zueinander in Gegensatz. Die Kampflösung der CDU/CSU im Bundestagswahlkampf 1972 «Freiheit oder Sozialismus» war keine reine Polemik, sondern beschrieb auch ein reales Problem grundsätzlicher Art.

Scharfsinnig und weit vorausschauend war Ende des 18. Jahrhunderts die grundsätzliche Gleichheitskritik von Antoine de Rivarol. Für ihn verwechselten die Philosophen Gleichheit mit Ähnlichkeit: «Die Menschen werden tatsächlich ähnlich, nicht aber gleich geboren. [...] Da also die Menschen und die Rangstufen ungleich sind, dient die Ungleichheit als Grundlage der Politik; und da die Menschen ähnlich und denselben Gebrechen unterworfen sind, dient die Ähnlichkeit als Grundlage der Menschlichkeit. Aber das Wort Gleichheit hebt gleichzeitig die Politik und die Menschlichkeit auf: Es erschüttert die Gesellschaftsordnung in ihren we-



«Unverwüstliche Körperbeschaffenheit»: Rousseau.

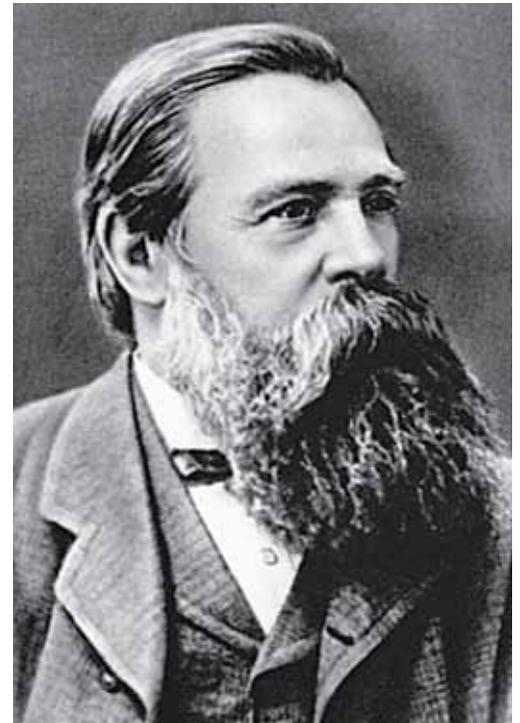
sentlichen Grundlagen. [...] Die abstrakten Begriffe, die [die Philosophen] dem Volk als Tauschmünze hingeworfen hatten, wurden zu Instrumenten des Sophismus und des Betrugs, und die Ausdrücke der Philanthropie lieferten nur Waffen für Barbarei und Fanatismus.»

Thomas Mann wies 1939 in seinem Vortrag «Das Problem der Freiheit» darauf hin, dass «schon Plato in seinem Buch vom Staat, das im ganzen nichts als eine sozialistische Utopie ist, die Beseitigung des persönlichen Eigentums und der Familie verlangt». Er verwies auf den frühen utopischen Sozialisten Henri de Saint-Simon und seine Lehre, die die Abschaffung des Erbrechts fordert. Das Erbrecht nämlich schaffe

Eigentum und Eigennutz werden abgeschafft, das traditionelle Familienleben wird umgebaut.

Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, Gute und Böse. Wenn man es beseitigt, wird dem Zufall verwehrt sein, die Produktionsmittel in die Hände der Faulen und Unfähigen zu spielen. «Jedem nach seinen Fähigkeiten, jeder Fähigkeit nach ihren Werken: Das ist die Formel der Gerechtigkeit, und der junge Sozialismus von 1830 ist überzeugt, dass sie dem ursprünglichen Willen Gottes entspricht.»

Thomas Mann brachte den darin liegenden Konflikt vor 75 Jahren in noch heute gültigen Sätzen auf den Punkt, blieb dabei selbst neutral, wies aber deutlich darauf hin, dass Freiheit und Gleichheit einander ausschließen: «Der Gegensatz von Demokratie und Sozialismus ist der von Freiheit und Gleichheit [...] Freiheit ist die Forderung des Individuums, Gleichheit aber eine gesellschaftliche Forderung; und ge-



Wiedereinführung der Frau: Engels.

ellschaftliche Gleichheit schränkt selbstverständlich die Freiheit des Individuums ein.»

Friedrich von Hayek bezog hierzu schon 1944, ein Jahr vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, ganz klar Stellung, als er schrieb, dass in den demokratischen Ländern eine Mehrheit der Bürger glaubt, dass Sozialismus und Freiheit miteinander zu vereinbaren seien, wo es sich doch um eine Utopie vergangener Generationen handelt: «Nach ihm [dem Sozialismus] zu streben, bringt vielmehr etwas völlig anderes hervor – nämlich die Zerstörung der Freiheit. Wie zu Recht gesagt worden ist: Was den Staat stets zu einer Hölle auf Erden gemacht hat, ist gerade, dass die Menschheit immer versucht, aus ihm ihren Himmel zu machen.»

Und er fetzte auch gleich den Vorhalt vom Tisch, dass der freie Wettbewerb den Sozialstaat unmöglich mache. So sei es «vollkommen vereinbar mit der Aufrechterhaltung von Wettbewerb, die Arbeitszeit zu begrenzen, bestimmte Gesundheitsvorschriften zu erlassen und eine Sozialfürsorge bereitzustellen». Auch Vorschriften zur Erhaltung der Umwelt und zur Bekämpfung von Monopolen befürwortete er. Aber Planwirtschaft und Wettbewerb könnten «nur als Planung zum Zweck des Wettbewerbs kombiniert werden, nicht aber als Planung gegen den Wettbewerb».

Bemerkenswert ist die späte Einlassung des Philosophen Max Horkheimer. Er hatte Anfang der dreissiger Jahre die marxistisch orientierte Frankfurter Schule begründet, deren Lehren grossen Einfluss auf das Denken der sogenannten 68er Generation hatten. Gegen Ende seines Lebens schien er aber eher Hayek zuzustimmen. 1970 sagte er im Alter von 75 Jahren in einem Interview, «dass die Entfaltung des Menschen mit der Konkurrenz, also



Apotheose des neuen Menschen: Trotzki.

dem wichtigsten Element der liberalistischen Wirtschaft, zusammenhängt. Durch den Wettbewerb im Wirtschaftlichen ist auch der Geist gefördert worden. [...] Der Gedanke, es fördere den freien Menschen, wenn es in der Gesellschaft keine Konkurrenz mehr gäbe, scheint mir ein optimistischer Irrtum zu sein.»

Er wies darauf hin, dass Gerechtigkeit und Freiheit dialektische Begriffe sind: Je mehr Gerechtigkeit es gibt, desto weniger Freiheit resultiert daraus: «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – wunderbar! Aber wenn Sie die Gleichheit erhalten wollen, dann müssen Sie die Freiheit einschränken, und wenn Sie dem Menschen die Freiheit lassen wollen, dann gibt es keine Gleichheit.»

Damit lag Max Horkheimer in seinen späten Jahren recht nahe bei Alexis de Tocqueville, der 1848 schrieb: «Die Demokratie dehnt die Sphäre der individuellen Freiheit aus.» Sie erkenne jedem Einzelnen seinen Eigenwert zu, während der Sozialismus jeden Einzelnen zu einem Funktionär der Gesellschaft degradieren: «Demokratie und Sozialismus haben nur ein einziges Wort miteinander gemeinsam: die Gleichheit. Aber man betrachte den Unterschied: Während die Demokratie die Gleichheit in der Freiheit sucht, sucht der Sozialismus sie im Zwang und in der Knechtung.»

Diese Prophezeiung Tocquevilles, aufgeschrieben siebzig Jahre vor der russischen Oktoberrevolution, erwies sich als zutreffend, ebenso die Analyse Hayeks, dass der planwirtschaftliche Sozialismus zum Untergang bestimmt sei. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetkommunismus in allen seinen Spielarten schien die Diskussion um die richtige Wirtschaftsordnung beendet. Dies führte zu einer «Aufspaltung» der Diskussion um Freiheit und Gleichheit:



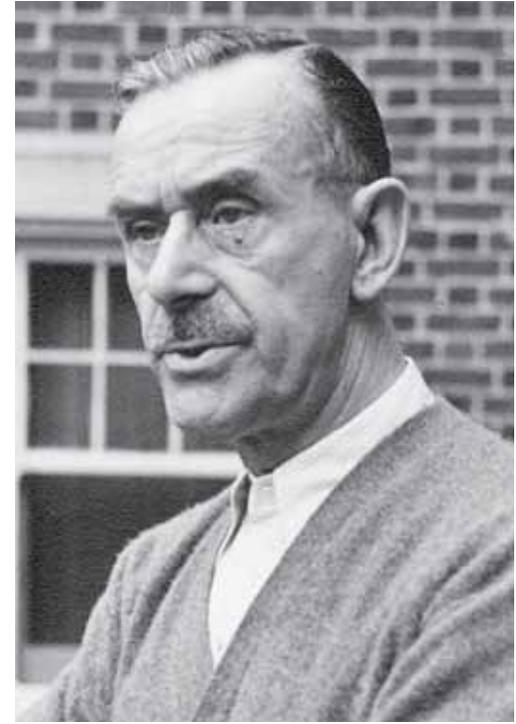
Utopie vergangener Generationen: von Hayek.

— Bezogen auf die Wirtschaftsordnung gibt es nur noch wenige Stimmen, die glauben, dass es für Wohlstand und Wachstum in einer Demokratie eine tragfähige Alternative zur Marktwirtschaft mit Privateigentum an den Produktionsmitteln gibt. Zwar produziert jede Wirtschaftskrise neue Stimmen, die die «Überwindung des Kapitalismus» fordern. Aber mangels Alternative finden sie kein nachhaltiges Gehör. — Anders ist dies bei nahezu allen anderen Themen, die den Gang der Gesellschaft bestimmen. Hier beherrscht das Postulat der Gleichheit in jedweder Form umso unbeschränkter die gesellschaftliche Debatte und findet zähneknirschend allenfalls in sogenannten «wirtschaftlichen Sachzwängen» seine Grenze. Als moderner Erlösermythos, der auf die Wirklichkeit und ihre Gesetzmäßigkeiten nur unwillig oder gar nicht Rücksicht nimmt, ist die Idee der Gleichheit stärker denn je. Sie ist freilich durch den Untergang des Marxismus sowohl als Wirtschaftstheorie wie als historisches Welterklärungsmodell ihrer «wissenschaftlichen» Fundierung beraubt und erneut auf moralische Kategorien zurückgeworfen.

Kritiker werden gebrandmarkt

Die Intensität der Gleichheitsideologie ist aber nicht erklärbar ohne ihre marxistischen Wurzeln. Wo immer man hinschaut, sieht man die Utopien von Marx, Engels oder Trotzki zu Werke gehen, obwohl sie längst ihrer wissenschaftlichen Grundlagen beraubt sind und Teile der Menschheit ins grösste anzunehmende Unglück gestürzt haben. Das ist ideengeschichtlich interessant. Ein Teil des Furors in Gleichheitsfragen entspringt der umgeleiteten Energie des seiner Wurzeln und Ziele beraubten marxistischen Denkens.

Alexander Grau schreibt dazu:



«Jedem nach seinen Fähigkeiten»: Thomas Mann.

«Da Hypermoralisten in dem Bewusstsein leben, das Gute an sich zu vertreten, sind etwaige Kritiker gnadenlos zum Abschuss freigegeben und werden je nachdem als neoliberal, kapitalistisch, militaristisch, sexistisch oder zumindest als verantwortungslos gebrandmarkt. Und wenn all das nicht hilft, kann man ja immer noch versuchen, ihr Gedankengut als «rechts» zu entlarven.»

Die Legitimität der Gleichheitsfrage bleibt davon unberührt. Ihre Ideologisierung ist das Problem. Ich habe 14 Felder ausgemacht, bei denen diese Entwicklung in Deutschland besonders virulent ist, von «Ungleichheit ist schlecht, Gleichheit ist gut» über «Wer reich ist, sollte sich schuldig fühlen» bis «Männer und Frauen haben bis auf ihre physischen Geschlechtsmerkmale keine angeborenen Unterschiede». Im Meinungskampf haben die Axiome des Gleichheitswahns eine doppelte Funktion: Sie wirken psychologisch entlastend. Man muss sich mit unangenehmen, der Ideologie widersprechenden Sachverhalten nicht auseinandersetzen. Sie haben eine Zensur- und Machtfunktion. Jene, die das im Axiom niedergelegte Glaubensbekenntnis nicht teilen, kann man gleich moralisch und politisch in die Ecke stellen.



Thilo Sarrazin

Der neue Tugendterror.
Über die Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland.
Deutsche Verlags-Anstalt.
397 S., Fr 35.–





Sexsymbol und Softie in einem: Shiro im japanischen Manga «Adekan».

Stil & Kultur

Body-Sushi

Von *Daniele Muscionico*

Das ist nicht, was es zu sein vorgibt. Es ist viel mehr, mehr als ein Bild aus dem japanischen Manga «Adekan», geschrieben und gezeichnet von der Illustratorin Tsukiji Nao. Ihre Geschichten werden in Japan vor allem von Teenie-Mädchen gelesen, denn der Hauptdarsteller ist Sexsymbol und Softie in einem: Shiro, ein effeminiert junger Mann, Mädchenkörper, schwere Lider,

schwarzglänzendes Haar. Dieser Shiro stellt in seinem bürgerlichen Leben nutzlose Schirme her, gefällt sich aber besser darin, nackt in der Sonne zu liegen.

Was Wunder, dass ihm die Leserinnenherzen zuflogen. Manga, der japanische Begriff für Comic, gehört im Land der aufgehenden Sonne zu den legalen Drogen wie hierzulande ... nun, sagen wir – das Essen fetter Fritten. Von wegen Fritten: Shiro darf während seiner Abenteuer – nicht nur, aber auch mit bis zu den Klauen bewaffneten Mädchen – fantastische Dinge tun oder kosten. Zum Beispiel ein Body-Sushi, dargebracht auf dem muskulösen Körper einer Dragqueen.

«Adekan» zählt zum Label der Mystery-Manga, vereint aber viele Drama-, Krimi- und Comedy-Elemente. Er verbindet Surreales mit Gesellschaftskritik, punktet mit prallen Farben und spielt mit einer besonderen Üppigkeit von Details und Symbolen, Schriften und Verzierungen und mit zahlreichen irrwitzigen Outfits.

Dieses Bild ist das Werbepaket für Band 3 von «Adekan», in Japan heissbegehrt. Doch es steht auch für ein Phänomen, das unserem Kulturkreis vertrauter ist als Manga – das grafische Werk des Tschechen Alphonse Mucha (1860–1939). Omnipräsent seine Plakate sinnlicher Frauengestalten mit wallendem Haar und fließenden Gewändern, ein Sinnbild des Paris'

der Belle Epoque. Das Berliner Bröhan-Museum unternimmt nun einen mutigen Huseritt. Es bringt die Kunst von Mucha in Verbindung mit der Kunst japanischer Mangas und lokalisiert eine direkte Beeinflussung der Ostkunst durch jene der Alten Welt. Zeitgenössische Mangaka, so die Ausstellung, arbeiten mit starken Bezügen zu Muchas stilistischem Vokabular. Und so strahlt etwas von dem, was Mucha einst aus der japanischen Kunst in sein Werk einbezog, in den Arbeiten der Manga-Generation wieder auf Japan zurück.

Mucha Manga Mystery: Bröhan-Museum Berlin, bis 30. März

Mehr über Japan im beiliegenden Sonderheft

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 2 (2) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 3 (4) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 4 (3) **Lucinda Riley:** Die Mitternachtsrose (*Goldmann*)
- 5 (7) **Ingrid Noll:** Hab und Gier (*Diogenes*)
- 6 (6) **Haruki Murakami:** Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki (*Dumont*)
- 7 (5) **Gillian Flynn:** Cry Baby – Scharfe Schnitte (*Fischer Scherz*)
- 8 (9) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (*S. Fischer*)
- 9 (–) **Arne Dahl:** Neid (*Piper*)
- 10 (10) **Yasmina Reza:** Glücklich die Glücklichen (*Hanser*)

Sachbücher

- 1 (1) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 2 (6) **Jacky Gehring:** Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 3 (7) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (2) **Roberto Saviano:** Zero Zero Zero (*Hanser*)
- 5 (3) **Guido Maria Kretschmer:** Anziehungskraft (*Edel*)
- 6 (5) **Micheline Calmy-Rey:** Die Schweiz, die ich uns wünsche (*Nagel & Kimche*)
- 7 (4) **Max Frisch:** Aus dem Berliner Journal (*Suhrkamp*)
- 8 (–) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 9 (–) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (*Levante*)
- 10 (–) **Waris Dirie:** Safa (*Drömer/Knaur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Fantasie

Die Kunst ist der Ort der Fantasie. Und Fantasie ist auch das Mittel der Künstler nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative. Die SRF-Sendung «Kulturplatz» zeigt, wie trist die Schweiz ganz ohne Ausländer aussähe, der Galerist Walter Keller klärt im *Blick* auf, dass nun weder Friedrich Schiller noch Wilhelm Tell in die Schweiz einwandern dürften («Krass!»), und die Dramatikerin Laura de Weck schildert im *Tages Anzeiger* ein Szenario, in dem eine Ausländerin in Wehen vom Spital zurückgewiesen wird, da die Kontingente für Neugeborene ohne Schweizer Pass aufgebraucht seien. Beiträge nach diesem Muster finden sich im Internet zuhauf, die Fussballnationalmannschaft mit den ausradierten Secondos ist nur der bekannteste davon. So gleichförmig war Fantasie noch selten. (rb)

Autoren

«Identität – das sagt mir nichts»

Yasmina Reza ist die meistgespielte Dramatikerin der Welt. Ihr neuer Roman wirft einen schonungslosen Blick auf die Pariser Bourgeoisie. Die 54-Jährige über Sarkozy, Hollande und Glücksmomente. Von Stefan Brändle

Frau Reza, «Glücklich die Glücklichen» verleitet oft zum Lachen – am meisten in den traurigsten Szenen. Komisch, nicht?

Das Leben ist ein buntes Gemisch, in dem das Groteske gerne auf das Tragische trifft. Je mehr Tragik, desto mehr Groteskes und Lächerliches gibt es. Mein Temperament kümmert sich nicht um Hierarchien und sorgt schon für eine gewisse Komik. Und die kommt ungeschminkt daher.

Doch sagen Sie uns mit Blick auf den Titel des Buches und all die Einsamkeit darin, den Paar-Zoff und die persönlichen Niederlagen: Wo bleibt denn das Glück?

Die Frage ist: Wie verhält sich die Suche nach Glück zur Suche nach Liebe? Unsere Kultur nimmt ein Zusammenfallen an, etwa im Happy End der Märchen. Die Wirklichkeit ist oft anders. Liebe ist keine Garantie für Glück; und sie kann auch ohne Glück existieren. Das sind zwei Paar Schuhe.

Märchen mal ausgenommen: Rührt Glück nicht auch von der Fähigkeit her, sich beliebt zu fühlen?

Erwarten Sie von Schriftstellern nicht Antworten auf alles. Die Personen in meinen Büchern handeln nicht nach Theorien oder Weisheiten.

In dem Buch sagt jemand, Glück sei eine Sache der Veranlagung, die man habe oder nicht. Wer sind denn diese Glücklichen? Eine Art auserwähltes Volk, nicht von Gott, sondern durch die Gnade ausgelesen?

Ja, so verstehe ich Borges' Verse, denen mein Buchtitel entnommen ist. Sie sagen ganz richtig, die Glücklichen sind vielleicht jene, die die Gnade haben, sich dem Glück zuzuwenden. Instinktiv, fast genetisch, wandeln sie auf der hellen, klaren Strasse...

Macht ein Welterfolg glücklich?

Sagen wir es so: Ich wäre vielleicht unglücklich, wenn ich schreiben würde, ohne Erfolg zu haben. Damit meine ich allerdings nicht den Welterfolg, sondern den Umstand, gehört und gelesen zu werden, auf Leute zu stossen, die meine Arbeit schätzen. Etwas zu tun, was die Leute mögen, ist ein grosses Glück.

2007 verfolgten Sie die Wahlkampagne von Nicolas Sarkozy hinter den Kulissen. Sie beschreiben einen Mann, der politisch triumphiert, sich aber persönlich kaum freut. Könnte das eine Figur aus Ihrem neuen Roman sein?

Genau, denn das trifft auf das vorher Gesagte zu: Wenn das Glück eine Veranlagung ist, zählen die Umstände nicht. Ein Autor wird nicht glücklich, weil er ein breites Publikum hat. Oder ein Politiker, der eine Wahl gewinnt.

Und Sarkozy selbst?

In seinem konkreten Fall ist ihm etwas passiert, was ich nachvollziehen kann. Er wurde bequem gewählt, aber gleichzeitig von seiner Frau verlassen. Während der Kampagne spielten die beiden ein Paar, in Wirklichkeit war aber sein Privatleben sehr kompliziert, während er erfolgreich Wahlkampf betrieb.

Wirkte er am Wahlabend in der Pariser Salle Gaveau deshalb wie versteinert?

Ja, er hielt eine schöne Rede, aber er war nicht sicher, ob seine Frau vorbeikommen würde. Das Leben ist komplex, nichts macht uns rundum glücklich.

«Liebe ist keine Garantie für Glück. Sie kann auch ohne Glück existieren.»

Und François Hollande? Denken Sie, dass er momentan glücklich ist?

Dazu kann ich mich nicht äussern, ich kenne ihn nicht.

Etwas allgemeiner gefragt: Versteckt sich der neue französische Präsident mit seiner neuen Liebesaffäre nicht hinter dem Begriff der «Privatsphäre»?

Viele meiner Intellektuellenfreunde denken, dass es ohnehin keinen privaten Raum mehr gibt. Sobald man auf der Strasse sei, werde man gefilmt, fotografiert, ins Internet gezerrt; Künstler würden herumgezerrt wie Politiker. Viele, auch François Hollande, haben es allerdings selbst gesucht, indem sie ihr Leben öffentlich machten. Das schafft Probleme, denn sobald man einen Fingerbreit nachgibt, ist es um einen geschehen. Sie können nicht halbwegs arrangierte Fotos in *Paris-Match* haben und zugleich hoffen, dass *Closer* Sie in Ruhe lässt. Jeder ist für die Wahrung seines Privatlebens selbst verantwortlich.

Auch Hollande trat in seiner Wahlkampagne mit seiner Partnerin auf, obwohl die zwei, wie man jetzt hört, gar nicht mehr zusammen waren.

Ja, das heisst es. Generell bin ich völlig dagegen, sein Privatleben auszubreiten. Es zu



Neigung zur Fröhlichkeit: Schriftstellerin Reza.

tun, ist ein schwerer Fehler. Das macht einen schrecklich verwundbar.

Mal abgesehen von der französischen Politik, die Sie wie ein Theater beschreiben: Interessieren Sie sich für internationale Politik?

Ich interessiere mich für alles.

Wie lebt es sich derzeit mit jüdischen und iranischen Wurzeln?

Ich habe keine spezielle iranische Ader. Ich fühle mich nirgends richtig zugehörig.

Sagen Sie aus diesem Grund, Ihre einzige Heimat sei die französische Sprache?

Genau.

Ihre Eltern sprachen indes auch Deutsch.

Ja, mein Vater übersiedelte von Moskau nach Berlin, meine Mutter besuchte von Budapest aus häufig Wien.

Sie lernten weder von Ihrem Vater Deutsch noch Geigenspielen von Ihrer Mutter.

Ich hatte gelernt, mich ohne Eltern zu entwickeln.

Das muss sehr hart gewesen sein.

Man kann an tausend anderen Dingen wachsen – der Schule, den Lehrern, der Musik, dem Land. Ein Kind ist nicht Meister seines Schicksals, es arrangiert sich damit. Und später hat man nicht mehr die Musse, zu suchen, was man nicht hatte. Es wäre ein beträchtlicher Zeitverlust, es trotzdem zu versuchen.

In «Nirgendwo» sagen Sie, Sie bewahrten von Ihrer Kindheit keine Spuren, keine Überlieferung, kaum Erinnerung. Erstaunlich.

Ich denke, dass mir meine Eltern von ihrer eigenen Jugend, ihren Ländern, ihrer Sprache und auch von ihrer Religion nichts weitergegeben haben. Ich habe mir höchstens die Freude an einigen Dingen bewahrt, so etwa an der Musik. Abgesehen davon kann ich



«Gott des Gemetzels»: Waltz und Winslet.

nicht sagen, dass ich von irgendwo herkomme.

Wirklich nicht?

Nein. Aber ich lebe sehr gut damit. Identitäten, all das – das sagt mir nichts.

Wenn Sie keine Erinnerung haben, können Sie wohl auch nicht sagen, ob Sie eine glückliche Kindheit hatten?

Ich habe vieles vergessen – Ereignisse, Orte, Szenen.

Spielt denn die Kindheit und zum Beispiel die Mutterliebe keine Rolle bei der «Veranlagung» für das Glücklichein, von der Sie sprachen?

Ich glaube nicht.

Das steht aber im Gegensatz zu ...

... zur Psychoanalyse, ich weiss. Ich will Ihnen etwas sagen: Ich kannte mehrere Personen, vor allem zwei, die eine frohe Kindheit erlebten, aber als Erwachsene unglücklich waren, da sie ständig dem verlorenen Paradies nachrannten. In meinem Buch sagt jemand, man sollte eigentlich als Kind nicht glücklich gewesen sein. Sich durchschlagen müssen, gezwungen sein, zu kämpfen, stärker zu werden, das ist auch eine Chance für das Leben.

Wozu tendiert denn Ihre charakterliche Veranlagung?

Ich habe eine Neigung zur Fröhlichkeit.

Und offensichtlich zum Humor – obwohl Sie sagen, dass seine Grundlage der Pessimismus sei.

Ich bin im Allgemeinen eher pessimistisch. Und viele Pessimisten haben einen besonderen Humor, der mich berührt. Nehmen Sie Thomas Bernhard, Gogol, Philip Roth, Isaac B. Singer während der amerikanischen Phase, Cioran: Meine Nachttischautoren haben oft eine düstere Weltsicht – aber man



FM 93.6
RADIO 1 DIE WELTWOCHEN

**ROGER
GEGEN
ROGER**

ON
TOUR

ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.
LIVE AUS DEM KAUFLEUTEN IN ZÜRICH
10. MÄRZ 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR
EINTRITT CHF 15.- INKL. WELCOME-DRINK
NUR MIT ANMELDUNG UNTER TICKETS@RADIO1.CH (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

«Glücklich die Glücklichen» heisst der neue Roman von Yasmina Reza. Die 54-jährige Schriftstellerin und Schauspielerin beschreibt in den collagenartigen Geschichten, die sich mit der Zeit zu einem Ganzen fügen, «die Geliebten und die Liebenden und die auf die Liebe verzichten können», wie es in einem dem 175-seitigen Buch vorangestellten Zitat von Jorge Luis Borges heisst. Dank Theaterstücken und Filmen wie «Kunst» oder «Der Gott des Gemetzels» (2011 von Roman Polanski verfilmt) ist Reza auf internationalen Bühnen die meistgespielte zeitgenössische Autorin. Sie lebt mit ihren zwei Kindern in Paris, wo sie auch aufgewachsen ist. (brü)

lacht mit ihnen und langweilt sich keine Sekunde.

Mit Ihren Büchern auch nicht. Die Schnelligkeit, der Rhythmus, die kurzen Sätze – kommt das so spontan zustande oder ist es durch und durch erarbeitet?

Das ist alles erarbeitet, hart erarbeitet. Am meisten gerade die kürzesten, stärksten und reduziertesten Sätze. Allerdings ist das keine intellektuelle Arbeit, es ist eher wie in der Musik, es soll gut klingen.

Es schmeckt auch gut. «Glücklich die Glücklichen» zu lesen, ist ein wenig wie Kaffee zu trinken oder schwarze Schokolade zu essen.

Schwarze Schokolade – das passt mir gut. Was ich anvisiere, ist etwas Konzentriertes, Anregendes, wie ein starker Alkohol. Aber wie gesagt, das geschieht rein intuitiv, nicht intellektuell. Ich will keine Botschaft vermitteln.

Wie bringen Sie diese Vitalität zu Papier?

Indem ich Schriftstellerin bin. (Lacht) Dazu muss man nicht in erster Linie Fantasie oder eine Geschichte zu erzählen haben. Man verlängert ganz einfach seinen Arm, seinen Kopf, seinen Körper in die Schreibfeder hinein. Das meine ich ganz physisch. Bei den soeben aufgeführten Schriftstellern spüre ich diesen körperlichen, nervlichen Fortsatz.

Und nach dem Schreiben folgt der Blues – so wie ein Beckett-Zitat in Ihrem Buch von der Traurigkeit nach dem Liebesakt spricht?

Ja, und zwar aus mehreren Gründen. Zum einen gibt es keinen besseren Moment als den schöpferischen. Alles, was nachher kommt, ist weniger intensiv; auch ein Riesenerfolg Ihres Werkes kommt nicht daran heran. Schreiben ist der Augenblick der Erregung. Es gibt nichts Besseres, als zu ver-

suchen, die Dinge zu benennen, und sie zu finden. Und nachher ist es eben vorbei. Zum anderen stellt sich nach dem Schreiben eine Erschöpfung ein. Man schliesst die Arbeiten an einem Buch ja nicht ab, weil man es für beendet erachtet, sondern weil man es schlicht nicht mehr weiter bearbeiten kann. Und obwohl immer ein Zweifel bleibt. Man fragt sich: Ist es gut, ist es etwas wert?

Haben Sie Mühe, sich von «Ihren» Personen zu trennen?

Nein, denn sie bleiben ja da, sie bleiben am Leben.

Lieben Sie sie?

Ja, ich liebe sie alle. Auch wenn das vielleicht ein Fehler ist.

Man würde sagen, das Schreiben macht Sie glücklich ...

Ja, der Schöpfungsakt ist wunderbar, perfekt.

Leiden Sie beim Schreiben nicht – wie so viele Autoren?

Warum auch? Gewiss besteht zuerst eine Unordnung, eine Unruhe, dazu ist man ständig am Suchen, und dann folgt das Bearbeiten. Aber all das ist eine Freude – die Freude des Anspruchs.

Hat der Grosserfolg von «Kunst» etwas für Sie verändert?

Natürlich hat er in meinem Leben viel verändert. Es ist angenehm, befriedigend, es

Sich durchzuschlagen, gezwungen sein, zu kämpfen, stärker zu werden, ist eine Chance für das Leben.

vermittelt Sicherheit – aber es ist auch sehr gefährlich. Ich wurde mit Vorschlägen aus Hollywood, London, dem Broadway bestürmt. Dem muss man standhalten. Denn letztlich zählt nur der persönliche Anspruch, das innere Gleichgewicht. Nach «Kunst» habe ich mit «Hammerklavier» ein kleines, fast schüchternes, intimes Büchlein geschrieben, von dem ich wusste, dass es nicht den Bruchteil des gleichen Erfolgs haben würde. Aber ich brauchte das für mich, meinen Ausgleich, meine Arbeit. Sonst kommt man sich abhanden.

Welchen Rat würden Sie einem jungen Autor geben?

Seine oder ihre Stimme zu finden, und zwar die organische Stimme. Aber ich habe keinen Rat zu geben.

Haben Sie jemals Schreibwerkstätten besucht?

Nein, nie. Das nützt nichts, wenn man wirklich Schriftsteller sein will. Das hilft nur, um sich zu amüsieren oder wenn man etwas anderes als Schriftsteller werden will. Masterklassen für Autoren, das ist grotesk. Schreiben lernt man nicht, das hat man in sich, das will man herausbringen.

Brutal ehrlich

Medienpionier Schawinski ist sich in seiner Autobiografie treu geblieben.

Viel wurde berichtet über Roger Schawinskis Pionierleistungen, vom «Kassensturz» über Radio 24 bis Telezüri. Zu Recht, er hat das Schweizer Medienwesen umgepflegt wie kein anderer. Doch das Faszinierendste für mich ist das journalistische Selbstverständnis, das Schawinski in der Talk-Sendung «Doppelpunkt» in Reinkultur zelebrierte: offene und knallharte Debatten statt Volksbelehrung und konkordantes Gequatsche, Persönlichkeiten statt Parteiprogramme, pulsierendes Leben statt graue Ideologie. Und vor allem: kein falscher Respekt vor niemandem.

Einzigartig ist die Aura, die Schawinski bis heute schafft und die er stets mit derselben Formel eröffnet: «Wer sind Sie?» – Es ist, als würde er mit diesem Ritual einen imaginären Schalter kippen. Die Frage zielt direkt auf unser Innerstes, und dort beisst er sich sofort fest. Was folgt, ist eine Art geistiger Ringkampf auf dem Hochseil ohne Netz. Seit es die Sendung gibt, unterstellt man Schawinski, er würde seine Gegner wie ein Inquisitor vorführen. Das ist ungerecht. Die Absturzgefahr droht stets auf beiden Seiten.

Wenn es dafür noch eines Beweises bedurfte, hat ihn Schawinski mit seiner Autobiografie geliefert: «Wer bin ich?» Getreu dem Leitmotiv von «Doppelpunkt» nimmt sich der Rechercheur für einmal selbst in den Schwitzkasten. Und er schont sich nicht, lockt, kitzelt und presst intimste Begebenheiten aus sich heraus. Es ist, wie jede Selbstbetrachtung, ein Hochseilakt der Sonderklasse. Denn zwischen Bekenntnis und Peinlichkeit ist ein schmaler Grat.

Der Autor erzählt uns die Geschichte des Sprösslings einer einfachen jüdischen Familie, der in den boomenden Nachkriegsjahren seinen eigenen Weg sucht und auf allerlei Umwegen auch findet. Die bisweilen kuriosen Anekdoten um seinen Werdegang fügen sich zu einem Gesamtbild, das uns den Zeitgenossen Schawinski in seiner ganzen Widersprüchlichkeit aufberührende und nachvollziehbare Weise näherbringt. Da und dort wären andere Deutungen denkbar als jene, die uns der Autor nahelegt. Doch sein Streben nach Wahrhaftigkeit wirkt ehrlich und echt – das Höchste, was man von einem Journalisten erwarten darf.

Alex Baur

Roger Schawinski: Wer bin ich?
Kein & Aber. 448 S., Fr. 39.90

Sprachmacht des Vampirs

Exzentrischer Bücherfürst, exaltierter Erfinder – vor 25 Jahren starb mit Hermann Burger einer der grössten Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts. Von Pia Reinacher

Es war Winter. Fahles Licht lag über dem Schloss Brunegg. Ich war mit dem Taxi den steilen Weg durch den Wald hoch zum Schloss gefahren. Es liegt am Ende eines felsigen Ausläufers des Chestenberges, 120 Meter über dem Dorf. Am östlichen Rand fällt der steile Berggrat in die Ebene des Birrfelds ab – ein einsamer, stiller Ort. Eine unheimliche Atmosphäre herrschte. Schmutziger Schnee säumte die Wegränder. Ich war in einer Art Niemandsland angekommen.

Der Taxifahrer bat mich, gleich am Waldrand auszusteigen und das letzte Stück zu Fuss zu gehen. Der Weg war matschig. Der Fahrer hatte es offensichtlich eilig, in die Zivilisation zurückzukehren, und ich fragte mich zum ersten Mal, ob es eine kluge Idee gewesen sei, mich in diese kalte Einöde zu begeben – nur, um meinen Lieblingsschriftsteller kennenzulernen: mein literarisches Idol, mein sprachliches Vorbild. Einen Exzentriker, den ich für einen der originellsten, verrücktesten und fantasievollsten unter den Schweizer Schriftstellern hielt. Es passte zu ihm, dass er an einem so unwirtlichen und gleichzeitig noblen Ort leben wollte. Es sagte etwas aus über die überspannte Selbstinszenierungssucht, die unbändige Lust, ein anderer zu sein, als er war – und darüber, diesen Trieben mit Wörtern zu nachzugehen.

Vornehme Ahnengalerie

Das Schloss Brunegg war auf dem Erbweg von der Familie Hünerwadel in den Besitz der von Salis gelangt. Der Historiker und Burger-Freund Jean Rudolf von Salis, der es selber bewohnt hatte, überliess es dem Schriftsteller Hermann Burger – und ich hätte mich nicht gewundert, wenn nicht nur die exklusive Vorstellung, hier leben zu können, sondern auch die edlen Namen Hünerwadel und von Salis das exaltierte Gemüt des Bücherfürsten dazu angestachelt hätten, hier zu wohnen – sozusagen zur künstlichen Einreihung des eigenen Ichs in eine vornehme Ahnengalerie.

Wie dem auch sei: Hermann Burger erwartete mich schon vor dem Pächterhaus, mit verschlossenem Gesicht, gespenstisch lachend, eine Zigarre im Mund. Auch seine Frau und die Kinder waren zu Hause. Dass er sich seiner Familie schon damals entfremdet hatte, wurde mir schlagartig bewusst, als ich hörte, wie sie miteinander redeten. Die ehelichen Verwerfungen liessen sich am beinahe juristischen Tonfall ablesen, mit denen die beiden minutiös Absprachen darüber trafen, wer sich in den nächsten Stunden in welchem Raum

aufhalten würde. Seine Frau liess sich 1988 scheiden.

Der merkwürdige erste Eindruck verkehrte sich sofort ins Gegenteil, nachdem wir uns in seiner Schreibwerkstatt installiert hatten. Ich blieb mindestens fünf Stunden – und dieser Nachmittag war einer der intellektuell aufregendsten und lehrreichsten, den ich je auf Schriftstellerbesuch erlebte. Alles lief genau spiegelbildlich zu den Vorurteilen ab, die man Schriftstellern entgegenbringt. Besuche bei Literaten finden ja meistens nur junge Journalisten ergötzend. Später realisiert man, was Marcel Reich-Ranicki jeweils ungeschminkt den «schrecklichen Charakter» der Autoren nannte: eine unangenehme Demonstration von Eitelkeit und Selbstsucht, die den Journalisten in die öde Rolle des Protokollanten einer im Laufe der Jahre zusammengebastelten Ego-Hagiografie versetzen.

Die Sprache war für Burger auch Mittel, um wortreich über das zu reden, was er nicht sagen wollte.

Bei Burger war alles anders. Er verlangte geradezu die Augenhöhe – und es war klar, dass das Interview auch ein Prüfungsgespräch war, bei dem man besser nicht patzte! Verblüffend war seine Empathie: Er wollte sofort alles über sein Gegenüber wissen, verstrickte einen in ein teils biografisches, teils intellektuelles, teils emotionales Gespräch. Das war bei ihm gleichzeitig natürlich und strategisch: Kein echter Autor, machte er klar, verschenke einen einzigen Grundeinfall. Der Literat sei immer ein Vampir, der alles und jeden aussauge in seiner Gier nach Inspiration – und das Material sofort weiterverwende. Denn das sei sein Kapital. Nur hatte man bei Burger selbst auch etwas davon. Er hatte eben sein Opus magnum «Die Künstliche Mutter» (1982) veröffentlicht. Wolfram Schöll-



«Marcel – wir müssen mal reden!»

kopf leidet an einer rätselhaften Unterleibsmigräne, hervorgerufen durch Mutterkälte und Mutterfixierung. Um sich von den quälenden Symptomen zu befreien, steigt er in einen Stollen im Gotthard-Massiv, um sich an der künstlichen «Tunnelbrust», dem «warmen Felsen», künstlich zu erwärmen.

«Mutterkrankheit»

Im Nu waren wir mitten in einer Diskussion über Kleider in der Literatur. Hermann Burger war ein Recherchefanatiker, ein Wahrheits-süchtiger – um das Wissen dann auf raffinierte Weise für seine literarischen Zwecke zu verfremden. Zur Unterleibsmigräne, zur ererbten «Mutterkrankheit» und unlösbaren Fixierung, gehörte zum Beispiel auch der Hang zum Fetischismus. In der «Künstlichen Mutter» drapiert er die Kleiderbeschreibungen seiner erotischen Frauenfiguren derart elegant, verwendet den gängigen Modekodex und die passende Kleiderterminologie so exakt, wie das neben ihm vielleicht nur noch Autoren wie Gottfried Keller oder Robert Walser, Künstler wie René Magritte oder Semiotiker wie Roland Barthes schafften.

Wie kam Burger dazu? Ganz einfach, indem er «Kleider büffelte», wie er es nannte. Er verabredete mit einer Freundin, einer blonden, hamburgischen Fernsehansagerin, ein eintägiges Exerzitium: Sie führte ihm der Reihe nach ihr ganzes Kleidermagazin vor und lehrte ihn die weibliche Kleidersprache. Das Wissen packte er dann in seinen Roman – wenn auch nie ohne List. Bei Bedarf verfremdete er sein Material. In einem anderen Beispiel gelang es ihm mit seiner berühmten Technik der «schleifenden Schnitte» zwischen Realität und Erfindung, ein Team des Hessischen Rundfunks an der Nase herumzuführen. Dieses wollte einen Filmbeitrag machen über die Speisewagen der SBB im Gotthardtunnel mit den seltsamen, gestuften Tischchen, die Burger in der «Künstlichen Mutter» präzise beschrieben hatte. Alles wahr und korrekt – ausser, dass es natürlich noch nie gestufte Tischchen gegeben hatte, um die Höhendifferenz für die Gäste angenehmer zu überwinden!

Die überquellende Sprache war für Hermann Burger immer auch ein Mittel, um wortreich über das zu reden, wovon er nicht sprechen konnte und was er nicht sagen wollte. Der Zauberer Diabelli seines gleichnamigen Buchs will mit immer perfekteren Tricks seine verstorbene Mutter wieder lebendig machen. Als Kind hatte sich Burger nichts sehnlicher



Meister der literarischen Tarnrede: Hermann Burger.

gewünscht, als Zauberer zu werden. Ob es eine Parallele gebe zwischen diesem Kindheitswunsch und seiner Schriftstellerarbeit, wollte ich wissen. Burger meinte, der entscheidende Punkt beim Zaubern sei die Inkongruenz zwischen der Trickhandlung und der Rede.

Verschwiegene Wunden

Wenn der Magier dem Publikum die Kiste vorführe und wortreich behaupte, dass sie leer sei, so gehe der anständige Zuschauer auf diese Tarnrede ein, die ihn ja nur übertölpeln und verführen solle. Er müsse ja wissen, dass es damit nicht weit her sein könne, da der Zauberer

am Ende doch den weissen Hasen daraus hervorziehe. Sowohl der Schriftsteller wie auch der Magier brauchten das «allegorein», das «Anderssagen». Die Bedingungen der Tarnrede aber seien unterschiedlich: Während der Zauberer den wunden Punkt seines Tricks kenne und davon ablenke, versuche der Schriftsteller mit einem metaphernreichen verbalen Kraftakt, die verschwiegene Wunde in seiner eigenen Existenz aufzudecken und zu benennen.

Hermann Burger gehörte zu den talentiertesten Schriftstellern, welche die Schweiz hervorbrachte. Seine Sprachmacht wurde bis jetzt

wenig erreicht, das Bildungsfrachtgut, das seine Werke vor sich hertreiben, ist imposant, die unkonventionellen Analysen der menschlichen Existenz sind entlarvend.

Am 28. Februar 1989 brachte sich der Schriftsteller auf dem Schloss Brunegg um. Die verborgene Wunde in seinem Leben – eine manisch-depressive Disposition – konnte er auch mit dem virtuosen Schreiben nicht heilen. Der Nachwelt bleibt die faszinierende Lektüre seines Œuvres, das der Verlag Nagel & Kimche verdienstvollerweise mit einer Neuausgabe in acht Bänden wieder für neue Leser zugänglich macht.

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
3	The Wolf of Wall Street	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
4	Dallas Buyers Club	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
5	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
6	Traumland	★★★★☆
	Regie: Petra Volpe	
7	Minuscule	★★★★☆
	Regie: H. Girod / Th. Szabo	
8	Mandela	★★★☆☆
	Regie: Justin Chadwick	
9	Akte Grüninger	★★★☆☆
	Regie: Alain Gsponer	
10	The Monuments Men	★★★☆☆
	Regie: George Clooney	

Kinozuschauer

1 (-)	The Monuments Men	14 795
	Regie: George Clooney	
2 (1)	American Hustle	12 412
	Regie: David O. Russell	
3 (2)	Vaterfreuden	8977
	Regie: Matthias Schweighöfer	
4 (4)	Der Goalie bin ig	8884
	Regie: Sabine Boss	
5 (3)	The Wolf of Wall Street	8323
	Regie: Martin Scorsese	
6 (5)	12 Years a Slave	6388
	Regie: Steve McQueen	
7 (-)	Dallas Buyers Club	6215
	Regie: Jean-Marc Vallée	
8 (7)	Akte Grüninger	4807
	Regie: Alain Gsponer	
9 (-)	Stromberg – Der Film	4185
	Regie: Arne Feldhusen	
10 (6)	Free Birds	3043
	Regie: Jimmy Hayward	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Prisoners (Ascot Elite)
2 (1)	2 Guns (Sony)
3 (2)	Riddick (Impuls)
4 (3)	Red 2 (Ascot Elite)
5 (-)	The Butler (TBA)
6 (4)	White House Down (Sony)
7 (5)	Chroniken der Unterwelt (Rainbow)
8 (6)	Alles eine Frage der Zeit (Universal)
9 (7)	S'chline Gspängst (Disney)
10 (10)	Wir sind die Millers (Warner)

Quelle: Media Control



Eigentlich ein Entsagungs-Protestanten-Film: Stacy Martin und Shia LaBeouf in Ekstase.

Kino

Aus dem Katechismus des Teufels

Der Däne Lars von Trier sorgt wieder mal für Wirbel, doch der ist aufregender als sein Porno-Trumm «Nymphomaniac». Von Wolfram Knorr

Schwer jagt und plagt und drückt das körperliche Begehren Joe (Charlotte Gainsbourg). Ihrem Retter Seligman (Stellan Skarsgård), der sie zusammengeschlagen und blutend in einer düsteren Gasse fand und in seine Wohnung mitnahm, gesteht sie, sexbesessen zu sein. Mit sechs Jahren habe «ich meine Möse entdeckt» und als Teenager (gespielt von Stacy Martin) mit einer Freundin im Zug Männer aufgerissen. Wer während der Fahrt mit den meisten schlief, gewann eine Tüte Schokodrops. Aus der vom Sex gebeutelten Eisenbahn-Lulu wird im Lauf ihres Lebens eine de-sadesche Masochistin. Nun liegt sie in Seligmans Wohnung und beichtet ihre triebgesättigte Vita. Von Anfang an wurde sie von der körperlichen Begierde beherrscht, immer auf der Suche nach Feuchtgebieten.

Seit Monaten wetterleuchtete es in den Medien; ein ganz heisses Thema sei da im Fadenkreuz, Pornografie! Mimen, die vor nichts zurückschrecken! Szenen, die schonungslos seien! Das Skandalisierungstheater stammt – klar – vom Meister der Marktschreierei: von Lars von Trier! Mit seinem «Dogma»-Manifest mischte er einst die Filmszene auf, inszenierte sich lustvoll als Scharlatan, Provokateur und Künstler in Personalunion, verschreckte in Cannes die Branche mit dämlichen Nazi-Sprüchen und liess mit seinem masslosesten Film,

«Melancholia» (2011), gleich die ganze Welt an seinen Depressionen mit untergehen. Dass er bei aller Enthüllungslust ein genialer PR-Mann ist, demonstrierte er bei seinem jüngsten Opus, «Nymphomaniac», mit dem Filmplakat-Coup: Alle Schauspieler – von Charlotte Gainsbourg und Shia LaBeouf über Uma Thurman bis Willem Dafoe – liess er schnappschussartig auf dem Höhepunkt sexueller Ekstase ablichten. Das sieht irre verwerflich aus, doch wer darauf schliesst, im Vierstunden-Trumm würden sich folglich die hormonell aufpeitschenden Höhepunkte nur so jagen, der hat sich wieder mal von Lars von Trier ins Bockshorn jagen lassen.

Der Gschafthuber, mit Filmsprengsätzen immer feixend hantierend, hat in Wahrheit einen Entsagungs-Protestanten-Film gemacht, so erotisch wie eine Predigt der deutschen Ex-Landesbischöfin Margot Kässmann. Natürlich wird gevögelt und mit der Kamera draufgehalten, egal, ob für die Szenen Vaginaprothesen oder *body doubles* zum Einsatz kamen, der Stossverkehr ist trotzdem so unterhaltsam wie eine Krüppelkiefer. Das aber ist Absicht. Es geht um eine Passionsgeschichte; Joe ist ein Alter Ego des Filmemachers, und das andere ist jener Samariter, der der bis in die filigransten Nervenenden gedemütigten und entblösten Joe Speis und Trank gibt. Im Gegensatz zu ihr ist Seligman völlig frei von Sex; ein Mann der Bücher,

des Geistes, des Wissens, der über Bach oder Beethoven so geschickt dozieren kann wie übers Fliegenfischen, die Fibonacci-Zahlen, Proust. Während sie vom Leiden ihres Triebes erzählt, vom ewigen Tier im Menschen, verkörpert er die «Tierzähmung des Menschen», die schon Nietzsche verspottete. Am Ende wartet von Trier mit einer Pointe auf, die nahelegt, dass auch er nicht an die «Zähmung» glaubt.

Während Joe also im Bett liegt und in Rückblenden ihre Leidensgeschichte erzählt, sitzt die Personifikation der freudschen Sublimierung bei ihr und dozieren nach jeder Sexeskapade über etwas extrem Kostbares wie Fliegenfischen, Bach oder Zahlen. Der Zuschauer soll nach den Rammelszenen sich zumindest wie die voyeuristische Sau vorkommen, die weiss, dass im Futter was Kulinarisches ist. Das sei, wie einige Kritiker meinen, der Gipfel genialer Komik. Tatsächlich gibt es Szenen, die kurios sind, wie etwa die ins Bild kopierten Visionen der Hure von Babylon, während Joe ihren ersten Orgasmus erlebt und dabei vom Boden abhebt. Oder Uma Thurmans Auftritt als betrogene Familienmutter, wenn sie losplärrt: «Können die Kinder jetzt das Hurerei-Bett sehen? Das hilft ihnen später sicherlich bei der Trauma-Überwindung!» Von Trier ist da ganz nah am Selbstkasteier Ingmar Bergman, was natürlich schon komisch ist. Porno, und das weiss von Trier, ist alleine auch kein kommerzieller Lockstoff mehr. Der muss, verbohrt grotesk, in kul-



Sexbessenen: Dafeo und Gainsbourg.

turellen Polsterschaumstoff gewickelt werden. In zwei Tranchen kommt «Nymphomaniac», zeitversetzt (Teil 2 ab 3. April), in die Kinos, wobei – gehört zur Tamtam-Vermarktung – es eine noch längere Fassung gibt, zu der Kampfhahn von Trier verlauten liess, dass er mit den Kürzungen der offiziellen Kinofassung nichts zu tun habe; die seien ohne seine Zustimmung erfolgt. Auf der Berlinale lief die lange Fassung ohne Resonanz. Die gekürzte reicht. In ihr wird schon quälend langweilig das Sex-Ödland zu-deklamiert und zugekitscht. Von Trier liebt das Spektakel, aber im Grunde ist er ein Bussprediger, für den Vergnügen, Unterhaltung, Spannung aus dem Katechismus des Teufels zu kommen scheinen. ★☆☆☆☆



Halali auf den Fremden: Sam Riley.

Weitere Premiere

Das finstere Tal — Ein maulfauler Reiter (Sam Riley) mischt ein Hinterwäldler-Alpen-Kaff auf, das von der Familie Brenner beherrscht wird. Nachdem zwei Brenner-Söhne höchst seltsam verunfallen, beginnt das Halali auf den Fremden. Der hat eine alte Rechnung zu begleichen, was er in Sam-Peckinpah-Manier («Pat Garrett and Billy the Kid») furios durchführt. Nach dem Roman von Thomas Willmann (Liebeskind-Verlag) gelang dem Österreicher Andreas Prochaska («In drei Tagen bist du tot») ein verblüffender Alpen-Western zwischen Ganghofer und Corbucci («Il grande silenzio»). ★★★★★

Fragen Sie Knorr

In Ihrer Kritik über «Vaterfreuden» haben Sie Matthias Schweighöfer als «Nervensäge des deutschen Films» bezeichnet. Er dreht Komödien und ist halt ein aufgestellter Typ.



B. S., Basel

Ich will Ihnen den Spass am neuen deutschen Lustspiel-Star Schweighöfer auf gar keinen Fall abspenstig machen. Es ist natürlich Geschmackssache, und der kommerzielle Erfolg seiner Filme, wie eben aktuell «Vaterfreuden», gibt Ihnen ja recht. Für mich

allerdings sind Schweighöfers Filme (er führt auch Regie) alles andere als Komödien, sie sind fett und bunt lackierter Klammuk, in dem alle Figuren nur noch Knallchargen sind, mit Schweighöfer als ewig quietschvergnügte, sich ständig pffiffig gebende Knalltüte in der Mitte. Und weil sich diese aufgequirlte Hab-Sonne-im-Herzen-Haltung von Film zu Film zu steigern scheint, wird er dabei zur Nervensäge – jedenfalls seh ich das so.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

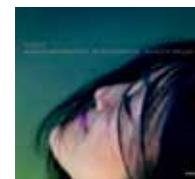
Jazz

A Lady for All Seasons

Von Peter Rüedi

Makiko Hirabayashi, 48, hat gleich mit zwei Vorurteilen zu kämpfen. Zum einen ist sie gebürtige Japanerin. Über die japanische Jazzszene hält sich bei uns hartnäckig die Meinung, sie sei ausschliesslich von Epigonen bevölkert. Die beherrschten zwar alle künstlerischen Idiome (zuweilen sogar besser als ihre Vorbilder), nur keine authentisch eigenen. Zweitens legt Makikos Lebenslauf den Kurzschluss auf eine «globale Künstlerin» nahe: in Tokio geboren, aufgewachsen in Hongkong, mit zwanzig für drei Jahre am Berklee College in Boston ausgebildet, seit 1990 wohnhaft in Kopenhagen – das lässt eine Musik im Überall und Nirgendwo zwischen Jazz, Klassik, fernöstlichen Elementen und nordischem Folk vermuten. Einen «weltmusikalischen» Multi-kulti-Sound für alle und niemanden.

Allein, gleich die erste Nummer, der Titelsong ihrer neuen CD «Surely», ein fulminantes karibisch inspiriertes Feuerwerk, beweist, dass es da nicht um ein grösstes gemeinsames Vielfaches geht, sondern um ein eigenwilliges Selbstporträt, gemalt mit den Farben einer breit assortierten Palette. Was Makikos Trio vom *courant normal* unterscheidet, ist auch dessen personelle Zusammensetzung: der solide und inspirierte Kontrabass von Klavs Hovman, vor allem aber die (mit Hovman auch aussermusikalisch verbundene) Marilyn Mazur, die seit vielen Jahren herausragende dänische Perkussionistin (Miles Davis, Jan Garbarek und ungefähr jeder interessante europäische Zusammenhang: Irène Schweizer, Mathias Rüegg, Palle Mikkelborg etc.). Eine grosse Musikerin am versammelten Schlagwerk, von dem das konventionelle Drumset nur gerade eine kleine Unterkategorie ist. Mazur ist handfest und subtil, präzise und unvorhersehbar, ein Vulkan und eine Poetin, und insgesamt hebt sie diese Formation weit aus den Konventionen klassischen Piano-Trio-Spiels. Makiko ihrerseits bedient sich vieler Sprachen, aber sie baut daraus ihr eigenes musikalisches Esperanto: eben keinen globalen Banal-speak, sondern eine Sprache, tauglich für impressionistische oder humoristische Intermezzi ebenso wie für groovige Passagen und balladeske Stimmungen.



Makiko Hirabayashi/Klavs Hovman/Marilyn Mazur: Surely. Enja (yellowbird) yeb 7738

Ultimativer Luxus

Crème de la Crème am White Turf in St. Moritz; hochkarätiger Wohltätigkeitsanlass in Zürich. *Von Hildegard Schwaninger*



Unübershbar: White Turf auf dem St. Moritzer See.

Ein Augenschein in St. Moritz zeigt, dass der Nobelort im Engadin nach wie vor *top of the world* ist. Zwar ist die Halle im «Badrutt's Palace»-Hotel am Nachmittag wie am frühen Abend gähnend leer (obwohl das Hotel total ausgebucht ist), und auch auf den Skipisten herrscht kein Gedränge; aber dass sich in diesem Sport-Eldorado die Crème de la Crème bewegt, ist unübershbar. St. Moritz – unschlagbar! Wo sonst erlebt man, dass man an der Garderobe im «Privé», dem Privatklub der «Chesa Veglia», plötzlich neben Prince Edward, Earl of Wessex, dem jüngsten Sohn von Queen Elizabeth, steht? Er war an diesem White-Turf-Wochenende Gast bei einem Diner, das der italienische Juwelier Sabatini gab. Investor Urs E. Schwarzenbach war unter den Gästen – mit seiner Frau Francesca Schwarzenbach, die eine der Taufpaten von Prince Edwards Tochter Lady Louise (zehnte Stelle in der britischen Thronfolge) ist. Die Juwelen von Sabatini waren im Madonnensaal des «Palace» zu bestaunen. Interessiert zeigte sich der Liechtensteiner Treuhänder Michael Feichtinger mit seiner Frau Caroline und der mittlerweile achtzehnjährigen Tochter Fiona sowie Carolines Vater Rudolf Bär aus der Zürcher Bankiersfamilie.

Im «Kulm»-Hotel zeigte die Zürcher Schmuckdesignerin Beatrice Rossi ihre Preziosen. Rossi stellt seit Jahren zu Weihnachten im «Suvretta House» und im Februar im «Kulm»-Hotel aus. Sie ist die Schwester der Schauspiele-

rin Graziella Rossi. Bei Beatrice Rossi gab es zum Champagner würziges Tatar auf geröstetem Brot, und die anwesenden Damen probierten fleissig den Schmuck (spektakulär: die Perlencolliers) an. Anwesend war Tatyana Davidoff, russisch-schweizerische Doppelbürgerin, Repräsentantin von Aristophil, der in Paris stationierten Sammlung von Briefen und Manuskripten (Präsident: Gérard Lhéritier).

In St. Moritz begegnet man Superprominenten, die anonym hier sind und von deren Anwesenheit die Öffentlichkeit nichts erfährt. So



Preziosen: Designerin Rossi.

durfte Felix Schlatter im Hotel «Laudinella» in St. Moritz-Bad vierzehn Tage lang den thailändischen Kronprinzen beherbergen. Prinz Maha Vajiralongkorn war mit seiner hübs-

chen Prinzessin Srirasmi (seine dritte Ehefrau) und 60-Mann-Gefolge (Leibwächter, Kammerzofen, Sekretäre, Köche) da. Das «Laudinella», das einer Genossenschaft für Kultur gehört (das ganze Jahr Kulturveranstaltungen im Konzertsaal), entwickelt sich zum Geheimtipp, auch für Leute, die früher gar nicht auf die Idee gekommen wären, St. Moritz-Bad auch nur zu betreten. Seit auch das «Kempinski» hier floriert, ist dieser weniger fashionable Ortsteil im Aufwind. Felix Schlatter ist seit 1994 Chef des «Laudinella», das Platz für 200 Gäste sowie ein japanisches Restaurant der Topklasse hat. (Schlatter besitzt auch ein Hotel in Hamburg, das «Wedina» an der Gurlittstrasse, eine Lieblingsabsteige von Künstlern und Schriftstellern). Im «Laudinella» wohnt traditionell die österreichische Ski-Nationalmannschaft, wenn sie in St. Moritz trainiert.

So kam ein Schweizer Stammgast in den Genuss, fünf Skistars aus dem Nachbarland im Fitnessraum anzutreffen. Er, höflicher Schweizer, wollte sich zurückziehen, um die Damen beim Turnen nicht zu stören. Doch Anna Fenninger ermunterte ihn: «Kommen Sie rein, es hat Platz für alle», und so fittete der Schweizer Bauingenieur mit den österreichischen Athletinnen.

Die Modeunternehmer (früher Esprit) und Kunstsammler Sami Bollag und seine Frau Anette Bollag-Rothschild haben zwei



«Voices for Peace»: Moderator Aeschbacher.

Töchter. Eine, Amanda Bollag, ist Opernsängerin. Demnächst tritt sie in Zürich auf. Die Sopranistin singt an einer Operngala zugunsten von «Voices for Peace», einer israelischen Organisation zur Unterstützung von gefährdeten Kindern. Der Wohltätigkeitsabend findet im Zürcher Nachtclub «Aura» statt. Der Bürgermeister von Tel Aviv, Ron Huldai, wird als Redner erwartet. Kurt Aeschbacher moderiert. Das Ehrengremium ist hochkarätig: Medizinprofessor Felix Gutzwiller, Verlegerin Ellen Ringier, Lavinia Jacobs, die Tochter des verstorbenen Mäzens Klaus J. Jacobs, die als Kunstberaterin arbeitet.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Endlose Unschuld

Die Aargauerin Venus Angelic, 16, ist in Japan ein Star. Als Puppe inszeniert, wurde sie zum Idol einer Generation, die keine Lust auf die negativen Begleiterscheinungen der Liebe hat.



«Ich war noch nie verliebt»: Venus Angelic.

Gesamtkunstwerk: Als ich klein war, wurde mir gesagt, ich sähe wie eine nostalgische Porzellanpuppe aus, und so begann ich meine etwas altmodische Schönheit zu kultivieren und zu inszenieren. Berühmt wurde ich durch ein Youtube-Video. Fünf Millionen Menschen sahen den Film. Ich schminke mich in verschiedenen Schritten zu einer lebensechten Puppe mit riesigen Augen und einem makellosen Teint. In der Schweiz nannte man mich auch schon ein «unheimlich kindliches Gesamtkunstwerk». In Japan versteht man mich besser, denn dort ist der Puppenkult riesig und mit einer Philosophie verbunden, die alle verstehen. Inzwischen spreche und lese ich Japanisch, und ich reiste bereits verschiedene Male in mein Lieblingsland. Im vergangenen Jahr wurde ich sogar als Fotomodell für eine japanische Kultkleidermarke verpflichtet.

Protest: Aufhören ein Kind zu sein, bedeutet ja nicht, dass man dann automatisch reif und angesehen wird. Erwachsen sein bedeutet für mich Selbständigkeit, Pflichten, vor allem aber die begrenzte Freiheit, entscheiden zu können, was man tut. Man muss heiraten, Kinder bekommen, viel Geld verdienen und seine Träume begraben. Das finde ich nicht toll, sondern belastend, weil es das Ende der Unbeschwertheit und des unschuldigen Glücks be-

deutet. Ich war noch nie verliebt und will es auch nicht sein. Wichtiger als Liebe und Sex ist es, eine Arbeit zu haben, nicht aggressiv zu sein und anderen Menschen mit Respekt zu begegnen. Meine Mutter hat mir beigebracht, dass das Erwachsenwerden ein Reifungsprozess ist, der nie mehr zu Ende gehen wird. Es ist auch kein plötzliches Ereignis, wie wenn man sich mit Grippe ansteckt, und darum kann der Anfang dieses Prozesses verhindert oder vielmehr hinausgezögert werden. So wie ich denken auch viele Japanerinnen und Japaner, die sich weigern, ausschliesslich und total erwachsen zu werden, und mehr noch: Wir protestieren gegen die Verdorbenheit und gegen die Frühreife in der heutigen Zeit.

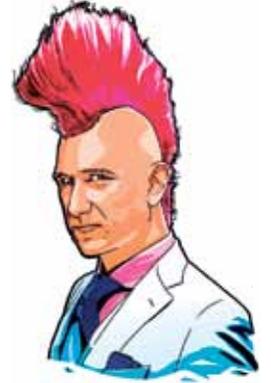
Schokolade und Pünktlichkeit: Ursprünglich stamme ich aus Brugg, verbrachte aber nur wenige Jahre im Kanton Aargau. Wir lebten in einer armseligen Wohnung, hatten aber trotzdem viel Spass miteinander. Meine Mutter ist – so wie es ich für ein glückliches Mädchen gehört – meine beste Freundin. Ich habe nicht vor, mich abzunabeln, und falle meiner Mutter auch nicht mit pubertärem Stress auf die Nerven. Heute leben wir in London. Mama unterrichtet mich zurzeit zu Hause, und wir gehen jede Woche zweimal Schlittschuh laufen. An meine Schweizer Wurzeln erinnern heute nur noch meine Pünktlichkeit und mein beträchtlicher Schokoladenkonsum.

Nestbeschmutzer: Es gibt noch andere «Living-Dolls»-Vorbilder in Japan, und es wird vermutet, dass manchmal sogar Schönheitschirurgen nachhelfen, das finde ich schlecht. Es wird ein falscher Eindruck erweckt, denn mit Schulmädchensex und anderen Perversitäten haben die echten Puppenmädchen nichts zu tun. Eine Puppe ist ein asexuelles Wesen, es muss sich keine Rippen entfernen lassen oder die Brust vergrössern lassen. Offiziell bin ich jetzt zwar ein Teenager, aber als Puppe entspreche ich meinem eigentlichen Wesen – süss, unschuldig und unabhängig – weiterhin am besten. Wie ich mir meine Zukunft vorstelle, wenn ich doch noch erwachsen werden muss? Ich möchte Rockmusikerin werden.

Protokoll: Franziska K. Müller

Abgestimmt

Von Andreas Thiel — Von der Abstimmungsstatistik zur Stimmungstatistik.



Soziologe: Nach dem letzten Abstimmungssonntag behaupteten die Statistiker, die Stadtbevölkerung sei weltoffen und die Landbevölkerung bewege sich hinter dem Mond. Wenige Tage später haben die Statistiker ihre Statistiken weiter ausgewertet gehabt und sind zum Schluss gekommen, dass der Meinungsumschwung in Bezug auf die Personenfreizügigkeit gegenüber der EU nicht auf dem Land, sondern in den Städten stattgefunden hat. Worauf führen Sie diese sich diametral widersprechenden Auswertungen ein und derselben statistischen Grundlage zurück?

Statistiker: Statistisch gesehen verändert sich die Interpretation einer Statistik analog zum Aufwand, den man betreibt, um sie auszuwerten.

Soziologe: Das heisst, wenn man eine Statistik genügend lange auswertet, dann kommt man immer zum gegenteiligen Befund, als die Statistik auf den ersten Blick zuliesst?

Statistiker: Genau. Und wenn man noch länger auswertet, landet man irgendwann wieder bei der ursprünglichen Interpretation. Und so weiter.

Soziologe: Das heisst, Statistiker bewegen sich auch nur im Kreis?

Statistiker: Die Welt ist nun einmal rund.

Soziologe: Woran liegt diese Eigenheit von Statistiken?

Statistiker: Vermutlich daran, dass Statistiken den Gesetzmässigkeiten der Statistik folgen und nicht den Gesetzen der Logik.

Soziologe: Ich dachte, Statistik sei reine Mathematik.

Statistiker: Nein. Statistik ist Psychologie. Man liest heraus, was man hineininterpretiert.

Soziologe: Statistik hat also nichts mit der Wirklichkeit zu tun?

Statistiker: Doch. Statistisch gesehen liegt die Wahrscheinlichkeit, dass eine Statistik die Realität widerspiegelt, bei 0,3 Prozent.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Zwei Fliegen auf einen Schlag

Angelina Jolie und Brad Pitt erschienen im Partnerlook zur Verleihung der britischen Filmpreise. Sie trug den Smoking um einiges gekonnter als ihr Langzeitlover. Von Jeroen van Rooijen



Nicht ganz perfekt: Pitt in Smoking mit Vatermörder.

Es war ein Überraschungsauftritt, und er ist den beiden durchaus gelungen: Anfang letzter Woche traten die Langzeitverliebten Angelina Jolie und Brad Pitt anlässlich der Verleihung der britischen Filmpreise in London vor die Kameras, beide trugen einen schwarzen Smoking. Die Welt jubelte dem Paar zu und ergoss sich in begeisterten Kommentaren – es klang fast so, als hätte man zum ersten Mal eine Frau im Männeranzug gesehen, als hätten Marlene Dietrich und Yves Saint Laurent nie gelebt.

Dabei war just Angelina Jolies Smoking von Saint Laurent, wie die *Gala* wusste. Sie trug den dunklen Hosenanzug schmal geschnitten und mit einem weit aufgeknöpften, losen Smokinghemd, aus dessen Kragen eine offene schwarze Schleife baumelte. Cool. Brad Pitt sah dagegen weniger souverän aus. Gegen den Anzug an sich, es war scheinbar einer von Valentino, ist wenig einzuwenden, aber – *holy moly!* – Brad Pitt trug den Smoking zu einem Frack- oder Vatermörderhemd.

Smoking und Vatermörderkragen – das ist zwar nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Zum Frack oder Cutaway gehört das formellste aller Herrenhemden auf jeden Fall – zum Smoking ist es heute aber eher alte Schule, denn zu *black tie* hat sich in den letzten fünfzehn Jahren der normale Umlege- oder Kent-Kragen durchgesetzt. Der Nachteil des Vatermörderkragens mit den steif abstehenden Spitzen ist nämlich, dass er, wenn der Kragen nicht recht hoch geschnitten und gestärkt ist, das Band der Schleife (oder Fliege) nur unzureichend festzuhalten vermag. Das Ding rutscht dauernd herum beziehungsweise droht sich über die Kante Richtung Kinn zu schieben, was im Falle von Brad Pitt auch prompt dazu führte, dass Mrs. Jolie seine Fliege etliche Male vor laufender Kamera justieren musste.

Dabei sah man auch, dass Brad Pitts Schleife *pretied* war, also fertig gebunden – für seine Einkommens- und Prestigeliga ein Fauxpas. Wer es ernst meint mit dem Tuxedo (englisch für Smoking), der trägt dazu eine selbstgebundene Fliege. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie leicht asymmetrisch aussieht, im Gegenteil: Es zeigt, dass man selber Hand angelegt hat. Fertig gebundene Versionen sind Supermarktware, für die armen Käuze, die so etwas vielleicht einmal in zwanzig Lebensjahren tragen und des Fliegenbindens nicht mächtig sind.

Was bei Brad Pitt ausserdem *pretty bad* war: die Harmonie von Frisur und Altersklasse. Der scharfe *undercut*, bei dem die Schläfen und der Nacken fast ganz ausrasiert werden und das längere Deckhaar nach hinten geklebt wird, ist zwar gerade sehr in Mode, doch steht er Männern zwischen 15 und 35 deutlich besser als älteren Herren um die fünfzig, die bereits etwas unscharfe Gesichtszüge entwickeln. Andererseits muss man sagen: Glücklicherweise sind Pitts lange Mähne und das Ziegenbärtchen ab. Das mochte man ja auch langsam nicht mehr sehen.

Panto-Brillen

- 5 Panto-Shapes sind Brillen, die eine ovale Form haben und deren Bügelscharniere relativ hoch in den äusseren Ecken sitzen. Der Name kommt von «pantoskopisch» und meint eine Glasform, mit der man sowohl im Nah- wie Fernbereich gut sehen kann. Die Retro-Brillen sind wieder in Mode und auch in jungen Kollektionen zu finden, etwa in der des Zürcher Brillenlabels **Viu**. «The Classic» ist in Italien gefertigt und kostet 145 Franken. www.shopviu.com
- 2 Es muss nicht immer ein brett dickes Gestell sein. Bei der Schweizer Brillenmarke **Götti** heisst die traditionelle Panto-Form «Avaldi», ist aus belastbarem Titan gefertigt und hat einen innenliegenden Acetat-Ring, der in sechs Farben erhältlich ist. 567 Franken. www.gotti.ch
- 3 Auch die «Begley» von **Warby Parker** bezieht sich stilistisch auf die dreissiger Jahre.

Hinter der jungen Marke stecken vier Freunde aus Philadelphia, die modische Brillen zu vernünftigen Preisen anbieten möchten. Den Namen für ihre Marke schufen sie aus zwei fiktiven Charakteren von Jack Kerouac, Warby Pepper und Zagg Parker. 95 Dollar. www.warbyparker.com

- 4 **Moscot** ist ein New Yorker Brillenlabel mit hohem Hipness-Faktor und einer langen Geschichte. Das Modell «Miltzen» wird seit den 1930er Jahren produziert und zierte das Gesicht von Andy Warhol oder Harry Truman. 240 Dollar. www.moscot.com

- 1 **Mylon** ist ein vom Berliner Brillenlabel **Mykita** entwickelter, sehr leichter und dennoch belastbarer Kunststoff. Typisch für die Marke ist das patentierte Gelenkkonzept, das dem Modell «Basky» einen modernistischen Dreh gibt. Erhältlich in fünf Farben. 585 Franken. www.mykita.com



Hotstepper



Geheimfach: «2.55» von Chanel.

Eine der Legenden, die über die «2.55» von Chanel kursiert, ist die über das «Geheimfach», welches sich im Deckel der Handtasche befindet: In diesem Fach soll Mademoiselle Chanel die Briefe ihrer (vielen) Liebhaber mit sich getragen haben. Eine andere ist die, dass die Absteppung des Leders von den Jacken der Jockeys stammt, denen Coco Chanel so gerne nachsah. Besser verbürgt ist, dass der Name sich auf das Entstehungsdatum bezieht: Das Stück wurde im Februar 1955 von der aus dem Schweizer Exil nach Paris zurückgekehrten Modeschöpferin lanciert und gehört bis heute zu den am meisten kopierten Taschen der Firma Chanel.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Im Restaurant ist es meist so, dass die Weinkarte dem Mann übergeben wird. Bestellt Mann also einfach, wonach ihm beliebt, oder fragt er die



Dame nach ihren Vorlieben? Gibt er der Dame die Karte? Was versteht man unter einem Frauenwein? R. W., ohne Ortsangabe

Ich habe nichts gegen ein bisschen Alltagskonservatismus. Man muss nicht die ganze Welt Genderneutral einrichten. Sollte sich der Herr nicht als kompetent erachten, einen passenden Wein auszusuchen, kann er seine Begleiterin fragen, ob sie übernehmen will. Oder man fragt den Kellner. Den Wein probieren lassen Sie besser Ihre Begleiterin, denn Frauen haben in der Regel das bessere Riechorgan. Nur Ewiggestrige glauben, dass Frauen nur auf süsse, weiche und intensive Weine – sogenannte Frauenweine – reinfallen.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Bordeaux Süd

Von Peter Rüedi



Wein ist zunächst einmal einfach vergorener Traubensaft. Sagte mir ein prominenter Winzer. Schon. Aber Wein ist halt auch eine Projektionsfläche. Was wir aus einem Glas herausstrinken, ist, was wir zuvor in dieses hinein-fantasiert haben. Nicht immer, aber meistens. Umso überraschender und vergnüglicher, wenn eine Flasche meine Vorurteile widerlegt. Zum Beispiel dieser «Saffredi» 2010 von Elisabetta Geppetti in der toskanischen Maremma. Er ist sozusagen ein «Supertuscan» der ersten Stunde. 1987 erstmals als sortenreiner Cabernet Sauvignon gekeltert, wurde er mit prominentem önologischem Beistand (an seiner Wiege stand Giacomo Tachis, der Erfinder von Denkmälern wie Tignanello, Sassicaia, Solaia, dem 2010er stand noch der von den Rothschild-Weingütern bekannte Christian Le Sommer Pate) zum Spitzen-Cru von Geppettis Fattoria Le Pupille, bald als Mischsatz aus Cabernet und Merlot und zuletzt einem Sprutz Syrah. Bis auf Letzteren also ein Bordeaux aus Morellino-Land, und so recht hat mir (um bei den Vorurteilen zu bleiben) nie eingeleuchtet, weshalb man bei gleichzeitig geführten Klagen über die Folgen des Klimawandels 500 Kilometer südlich von der Gironde eine solche Cuvée machen muss. Kommt dazu mein Misstrauen gegen die Kaste der *flying wine-makers*, die, bleiben sie ihrer Handschrift treu, auch dann das Ihre zur Uniformierung des gehobenen Weingeschmacks beitragen, wenn sie das Gegenteil behaupten.

Und dann probiere ich mal wieder einen «Saffredi» aus einem glücklichen Jahr, noch hart, adstringierend, aber schon mit betörender Frucht am Gaumen und in der Nase, etwas Leder und Rauch (was ich besonders liebe); noch etwas Vanille vom neuen Holz, aber: welche Textur, welche Vielschichtigkeit, welche Frische (bei so viel Dichte)! Ich erinnere mich, wie vor Zeiten der von mir geschätzte Andreas März in seinem Blatt *Merum* eine kampanische Probe mit dem Argument deklassierte, das sei «zwar ein grosser Wein, aber kein typischer Taurasi». «Who cares», dachte ich. Grosser Wein genügt vollkommen. Ganz sicher im Fall dieses «Saffredi».

Fattoria Le Pupille: Saffredi 2010. 14%. Wermuth, Zürich. Fr. 47.60. www.wermuth.ch

Auf dem Land

Das Rückgrat der Schweizer Gastronomie bilden Restaurants wie der «Frohsinn» in Hedingen. Von David Schnapp



Wo man auf hohem Niveau bekommt, was man erwartet: Roger Stierlis «Frohsinn».

Auf der Sonnenseite», steht auf einer Tafel Neben der Landstrasse, wenn man ins Knonauer Amt fährt. Leider regnet es, aber auch so ist zu erkennen, dass es hier schön ist, wenn es schön ist. Wir wollen in den «Frohsinn» in Hedingen, er wurde uns als qualitativ hochstehende Landbeiz empfohlen. Ein grosszügiger, gut unterhaltener Parkplatz breitet sich vor dem schmucken Riegelhaus aus, im Sommer sitzt man auch draussen gemütlich – mit weitem Blick über die Landschaft. Drinnen ist es schön eingerichtet, an den Wänden hängen gerahmte Tinguely-Poster – Kunst, die keinen stört.

Seit letztem Herbst hat der «Frohsinn» neue Pächter, Anzhela und Roger Stierli haben den traditionsreichen Gasthof übernommen, der zu den vielen Dutzenden gehört, die landauf, landab so etwas wie das Rückgrat der Schweizer Gastronomie bilden. Man kocht unkompliziert, oft auch wenig überraschend, aber solid, mit guten Grundprodukten und handwerklichem Geschick. Der Gastro-Führer «Gault Millau» bewertet solches Tun mit 13 bis 15 Punkten, darüber fängt es dann an, ernst zu werden.

Listiges Spiel mit Erwartungen

Roger Stierli ist ein erfahrener Mann, zuletzt kochte er in «Onkel Toms Hütte» in Zürich, er habe aber auch schon für Unternehmen ge-

arbeitet, die Flugzeug-Catering anbieten, erzählt er nach dem Essen. Er steht nur zusammen mit einem Lehrling in der Küche, macht aber Dinge wie eine Foie-gras-Terrine (ausgezeichnet) oder eine aufwendige Rehrücken-Galantine (noch besser) selber. Auch Ravioli mit einer Füllung aus weissen Trüffeln und garniert mit Scheiben von schwarzen Trüffeln werden im Haus hergestellt. Schade war nur, dass bei diesem Gericht Trüffelöl eingesetzt wurde, das sollte man nicht tun, denn es schmeckt einfach nicht gut.

Viel besser gefällt uns da der Hauptgang, ebenfalls luxuriös angelegt mit je einem Stück Kalbs- und Rindsfilet, beide ideal gebraten und wohlschmeckend. Dazu gibt es eine klassische Morchelsauce, knusprige Rösti und verschiedene Gemüse. Durch das ganze Menü ist erkennbar, dass Roger Stierli einen harmonischen, exakten Umgang mit Gewürzen pflegt und bei den Kombinationen kaum Risiken eingeht. Das aber geht in Ordnung, das Land braucht diese hochsoliden Beizen, wo man auf hohem Niveau bekommt, was man erwartet.

Restaurant Frohsinn, Zürcherstrasse 101, 8908 Hedingen. Tel. 044 761 63 65 www.frohsinn-hedingen.ch Montags und dienstags geschlossen



Auto

Schön war die Zeit

Dass es manche Autos überhaupt noch gibt, ist ein kleines Wunder. Wie der Audi RS 4 Kombi. *Von David Schnapp*

In vermutlich nicht allzu ferner Zukunft werden die Leute, die es schon immer gewusst haben, um so etwas wie den Audi RS 4 Avant herumstehen, milde lächeln und sanft den Kopf schütteln. Sie werden murmelnd ihrem Unverständnis darüber Ausdruck verleihen, wie es dazu kommen konnte. Wie konnte man bloss Autos mit Saugmotoren bauen? Saugmotoren wirken heute fast, als kämen sie aus einer anderen Zeit – in der die Welt noch nicht gerettet werden musste von Politikern und Funktionären, die immer wissen, was zu tun ist und sogar das Klima zu

beeinflussen wissen. Saugmotoren sind – im Vergleich zu Turbo- oder Kompressormotoren – nicht ganz so effizient, dafür klingen sie schöner.

Der Audi RS 4 hat also einen Saugmotor, und deshalb fuhr ich sehr gerne mit ihm aus. Was nicht gegen andere Motoren spricht. Kürzlich berichtete ich hier über den Audi RS 6, der seit neuestem mit einem gewaltig aufgeladenen Achtzylinder fährt, welcher 560 PS entwickelt. Das ist recht unheimlich, wenn man es so hört. Während der RS 6 bei aller übermässig vorhandenen Kraft etwas sehr Kultiviertes hat, wirkt der RS 4 – das macht der Saugmotor – wie sein junger, wilder Bruder. Ungestüm und laut stürmt er nach vorne. Die technischen Daten sehen so aus: 450 PS aus 8 Zylindern mit rund 4200 ccm Hubraum, 430 Nm. Nach 4,7 Sekunden erreicht man 100 km/h, und spätestens bei 280 km/h ist Schluss.

Man sagt Triebwerk

Das Schöne am Triebwerk des Audi RS 4 – bei so einem Boliden sagt man Triebwerk und nicht Motor – ist neben seiner domestizierten

Wildheit und dem Klang, der drohend bis bösartig wirken kann, dass es sehr hoch dreht. Das maximale Drehmoment steht von 4000 bis 6000 Touren bereit, das Triebwerk arbeitet also ziemlich intensiv. Geschaltet wird über ein 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, das von sich aus schon sehr schnell ist, aber mit manuellen Schalteingriffen noch optimiert werden kann.

Und nun kurz zu den Punkten, die es zu kritisieren gilt: Der Innenraum des Audi RS 4 ist zwar solide und hochwertig verarbeitet, er wirkt aber auch etwas gar nüchtern mit seinen vielen weichen und harten Kunststoffflächen, und insgesamt hat er wenig Flair. Das ist natürlich Geschmackssache, aber mir gefällt es halt, wenn bei Autos, die mindestens 100 000 Franken kosten (viele nützliche Extras werden sowieso separat und teuer verrechnet), mit etwas mehr Eleganz und Leder gearbeitet wird.

Das Schöne am Audi RS 4 ist aber auch gleichzeitig diese eben kritisierte Nüchternheit. Klar hat er grosse Räder und mächtige Frontschürzen, aber er ist trotzdem ein recht harmlos aussehender Kombi mit geräumigem Gepäckabteil. Ich denke gerne an die Zeit zurück, als der Saugmotor mit mir war, und an das bedrohliche Geräusch, das er gemacht hat, nachdem ich den Startknopf gedrückt hatte. Schön war die Zeit.

Audi RS 4 Avant

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4163 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250/280 km/h
Preis: ab Fr. 102 600.–; Testwagen 117 730.–





«Meine Hormone haben mich dazu getrieben»: Autor Dobelli, 47.

MvH trifft

Rolf Dobelli

Von Mark van Huissing — Was man vom bestverkaufenden Schweizer Schriftsteller lernen kann.

Wie sieht dein Tag aus?» – «Ganz langweilig. Ich stehe relativ früh auf, um sechs, probiere, um sieben, Viertel nach, im Büro zu sein und zu schreiben. Und wenn das nicht mehr geht, mache ich alles andere: lesen, Korrespondenz, Admin ...» – «Wenn du ausgeschrieben bist für den Tag?» – «Genau.» – «Du organisierst noch diese Veranstaltung, <Zürich Minds> [«Zusammenkommen von Führungspersönlichkeiten aus der Welt der Wissenschaft, Kunst und des Geschäfts»; Website], wie viel gibt das zu tun?» – «Über das Jahr gesehen, 40 bis 50 Prozent meiner Arbeitszeit, aber jetzt ist es ruhig, weil wir die Veranstaltung gerade hatten, im Dezember.» – «Verdienst du damit Geld?» – «Nein, es ist eine Stiftung, *not for profit*, ich gehe mit dem Hut in der Hand rum und sammle Geld.»

Rolf Dobelli war 2012 wahrscheinlich der am meisten Bücher verkaufende Schweizer Schreiber. «Er steht mit zwei seiner Bücher auf dem

Podest der massgeblichen Bestsellerliste des *Spiegels*, mit <Die Kunst des klaren Denkens> an zweiter und mit <Die Kunst des klugen Handelns> an dritter Stelle beim Sachbuch», stand im *Tages-Anzeiger*. Und, wie fast immer, wenn einer Erfolg hat mit Schreiben, holt man ihn dann ein wenig runter vom Podest als Journalist – «Dobelli, Luzerner Autor und Unternehmer», stand weiter im *Tages-Anzeiger*. Er studierte Betriebswirtschaft und Philosophie an der Universität St. Gallen und gründete sowie führte die Firma Get Abstract, die Zusammenfassungen von Büchern verkauft. Seit zwei Jahren zirka schreibt er hauptberuflich, seit Herbst vergangenen Jahres auch eine Kolumne für den *Stern* – «Wir haben einen weiteren Star des deutschsprachigen Literaturbetriebs gewinnen können», sagte Chefredaktor Dominik Wichmann.

«Mitarbeiter deiner ehemaligen Firma Get Abstract fassen 1000 oder so Bücher der Weltli-

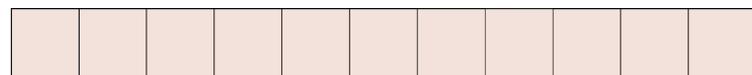
teratur zusammen. Weshalb? Bei Literatur ist ja oft die Handlung nicht so wichtig, es geht um das, sozusagen, Feinstoffliche.» – «Natürlich, das ist immer das Schwierige bei Belletristik – wie bringst du das Brimborium hin ...» – «Zum Beispiel <Schuld und Sühne>, Dostojewski, in zwei Sätzen: <Junger Mann beschliesst, alte Frau zu töten, weil das okay sei. Danach hat er ein schlechtes Gewissen, und es ist nicht okay.>» – «Wir haben's trotzdem gemacht, wir haben gewusst, dass wir damit nie Geld verdienen. Weil wir's wollten, für uns.» – «Zielgruppe: Manager mit Bildungskomplex?» – «Nein, es gibt keine Manager, die damit bluffen wollen. Es ist eher beliebt bei Studenten.»

«Du stellst Fragen, etwa im Buch <Wer bin ich?> – Was war die Überlegung?» – «Gar keine. Mich hat dazumal Frisch fasziniert mit den Fragen in seinem Tagebuch. Es macht Freude, Fragen zu stellen.» – «Müsste man als Schriftsteller nicht Antworten haben?» – «Ein Schriftsteller muss gar nichts, er macht, was er will, es ist der freieste Job.» – «Wer kann Fragen beantworten, wenn nicht Schriftsteller?» – «Es geht nicht ums Beantworten. Es geht darum, gewisse unausgesprochene Sachen freizulegen, die der Leser auch schon gedacht, aber noch nie artikuliert hat.» – «Du sagst in deinen Büchern auch, verkürzt, es gäbe keinen freien Willen. Vielleicht stimmt's; mit Sicherheit ist es aber eine gute Entschuldigung für alles, was man anrichtet.» – «Klar, du kannst einen umbringen und sagen: <Meine Hormone haben mich dazu getrieben, ich bin nicht schuld.> Das hat Riesenkonsequenzen fürs ganze Rechtssystem.» – «Im Rahmen der Rechtsordnung sind die Konsequenzen bekannt, aber zum Beispiel in der Partnerschaft kann man argumentieren: <Tut mir leid, ich wollte nicht fremdgehen, aber es war stärker als ich.>» – «Nein, das geht nicht. Ein Manager zum Beispiel, der fremdgeht, nimmt ein *reputation risk* in Kauf, und das hat Einfluss auf seinen Denkprozess. Auch wenn es keinen freien Willen gibt, die Leute gehen darum weniger fremd.»

«In fast jedem Artikel über dich steht, dass du einen Künstlernamen angenommen hast – war die Namensänderung also ein Denkfehler?» – «Mittlerweile stört es mich überhaupt nicht mehr. Weshalb ist das hier so ein *big deal*? In den USA ist das völlig normal; ich war über zehn Jahre in den USA, und die konnten meinen Namen nicht aussprechen: <Dobelai?>, <Dobelli?> – «Tönt gut», dachte ich. Dann kam ich zurück in die Schweiz, und Daniel Keel [damals Diogenes-Verleger] und ich überlegten, ob ich den Namen zurückändern soll. Er war dafür, sagte: <Mach wieder Döbeli.> Ich sagte: <Nein, ich habe keine Lust.> Ich empfehle jedem, den Namen zwei-, dreimal im Leben zu ändern – du fliegst aus allen Datenbanken.»

Seine liebsten Restaurants: «In Luzern das <Helvetia>, in Zürich die <Kronenhalle.> «Helvetia», Waldstätterstrasse 9, Luzern, 041 210 44 50. «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Telefon 044 262 99 00

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20									21		
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41											42			
43								44					45	
46											47			



Lösungswort — Beim Aufbau ist sie zur Stelle

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Schweinische Sache, für manche schweinish gut. 8 Ein Fahrrad, nur zeitgemässer. 11 Sieht dann so aus, besonders um zwei Drittel gekürzt. 12 Seine Sache ist 41 waagrecht nicht. 14 Farbreiz, doch statt reizend bloss dunkles Grau. 15 Der Alant und wie er sich noch nennt. 17 In dieser Morgue gab's mal einen Doppelmord. 18 Weitsichtige Menschen haben es immer dabei. 19 Darauf erhält man manchmal eins, doch nicht aus Dank. 21 Sie mit den knapp hundert bunten, elastischen, hohlen Körpern. 22 In einem solchen Haus gibt's oft Applaus. 24 Er hat viel mit Waren zu tun. 27 Fraglos ein Trumpf, wenn man es hat. 28 Philologisch: nilosaharanische Sprache des Tschad. 29 Ist der Käse von dort, wird der Ort mit umgekehrtem Wort zum wurmähnlichen Wesen. 32 Erinnert an Demenz, dauert zum Glück nur kurz. 34 Königlich, was Jemen einst war. 36 Der Damm liess antike Kulturgüter in den Fluten versinken. 38 Sie erfolgt beim Ferienende in fernem Land. 41 Hat man ihn persönlich erlebt, fehlt einem etwas. 42 Bis 2006 ein globaler Generalsekretär. 43 Ich bin auch ein Hirsch, sagt der domestizierte. 44 Zuviel ... ist man schnell mal ... 45 Auf den Ausruf der Spanier reagieren auch einige Dänen. 46 Schweizer Rad- und Fussball-Legende, die auf selben Namen hören. 47 Das Wort war bei Agatha Christie oft gleich Mord.

Senkrecht — 1 Mannigfaltiger Schweizer Schmaus. 2 Von den dortigen rötlichen Felsen mit Blick auf die Côtes d'Azur. 3 Auf dem Elbe-Havel-Kanal geht's durch diese Schleuse. 4 Womit das arabische al zur portugiesischen Algarve wurde. 5 Formen, oft gesellschaftlichen Normen entsprechend. 6 Es gehört, wie auch er, zum Ganzen. 7 Neben der Limmat gehen, und somit auch dies. 8 Hilfreiche Marie hält damit Speisen warm. 9 Wir teilen unseres nur mit nahen Menschen. 10 Bei ihr knallt's Schlag auf Schlag. 11 Winziger Teil von 6 senkrecht, dafür elementar. 13 Welch schöner Busen, und dies an Portugals Küste. 16 Über diese afrikanische Schwelle muss man steigen. 20 Manche benehmen sich dort so, wie sie sind, weil keiner sie kennt. 23 Das «Land der Arier» zu Zeiten des Schahs. 25 Die gewisse Menge ergibt die Gesamtzahl. 26 Eine zu einem Kausalsatz passende Einleitung. 28 Von dort ab in den Tunnel und auf den Kontinent. 30 Mythisch, die Volkslieder aus Litauen. 31 Sie geben viel über 9 senkrecht preis. 33 Alfred E. und Richard: die englischen Autoren mit dem selben Namen. 35 Ist dazwischen und in der Türkei dann so. 36 Mit ZEWÖ-Gütesiegel ausgestattete CH-Organisation. 37 Dort im Engadin, auf einer Sonnenterrasse über dem Inn. 39 Der Stechginster ist eine Leguminose und auch dies. 40 Bei solchem Kauf rennen die Leute zuhauf. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 356

	S	A	S	K	I	A		W		B	A	S	K	E
T	A	L	A	R		U	S	U	R		M	I	R	A
A	N	B	E	I		G	A	L	A	D	I	N	E	R
R		A	U	S	B	E	S	S	E	R	N		D	
A	K	N	E		R		A	T	U	E		P	I	S
E			Z	A	H	N		B	A	R	E	T	T	
F	L	O	R	I	D	A		M	E	M	E	L		E
	T	R	I	P		T	O	U	R		G	E	S	T
R	E	N	S	T	A	L	L		O	E	R	E		
I	R	A	N	E	R		E	I	N	B	L	I	C	K
G		T	E	R	E	S	A		D	O	N	N	A	
A	M	E	N		U		T	O	R	E		E	M	S

Waagrecht — 1 SASKIA (Ehefrau Rembrandts, als Flora malte er sie einmal) 7 BASKE (Bewohner des Baskenlands) 12 TALAR 13 USUR (Schwund von Knochen) 16 MIRA 17 ANBEI (Synonym: als Anlage) 18 GALADINER 20 AUSBESSERN 22 AKNE 24 ATUE 25 (Manneken) PIS (brabant. f. wasserlassen, der Manneken pis ist ein Wahrzeichen) 27 ZAHN 29 BARETT 31 FLORIDA 34 MEMEL 35 TRIP 36 TOUR 38 GEST (mask. wie fem., anderes Wort f. Hefe) 40 RENNSTALL 42 OERE (Währungseinheit in skand. Ländern) 43 IRANER 44 EINBLICK 46 TERESA 47 DONNA (Leon, Krimiautorin) 48 AMEN 49 TORE 50 EMS (-Chemie in Domat/Ems)

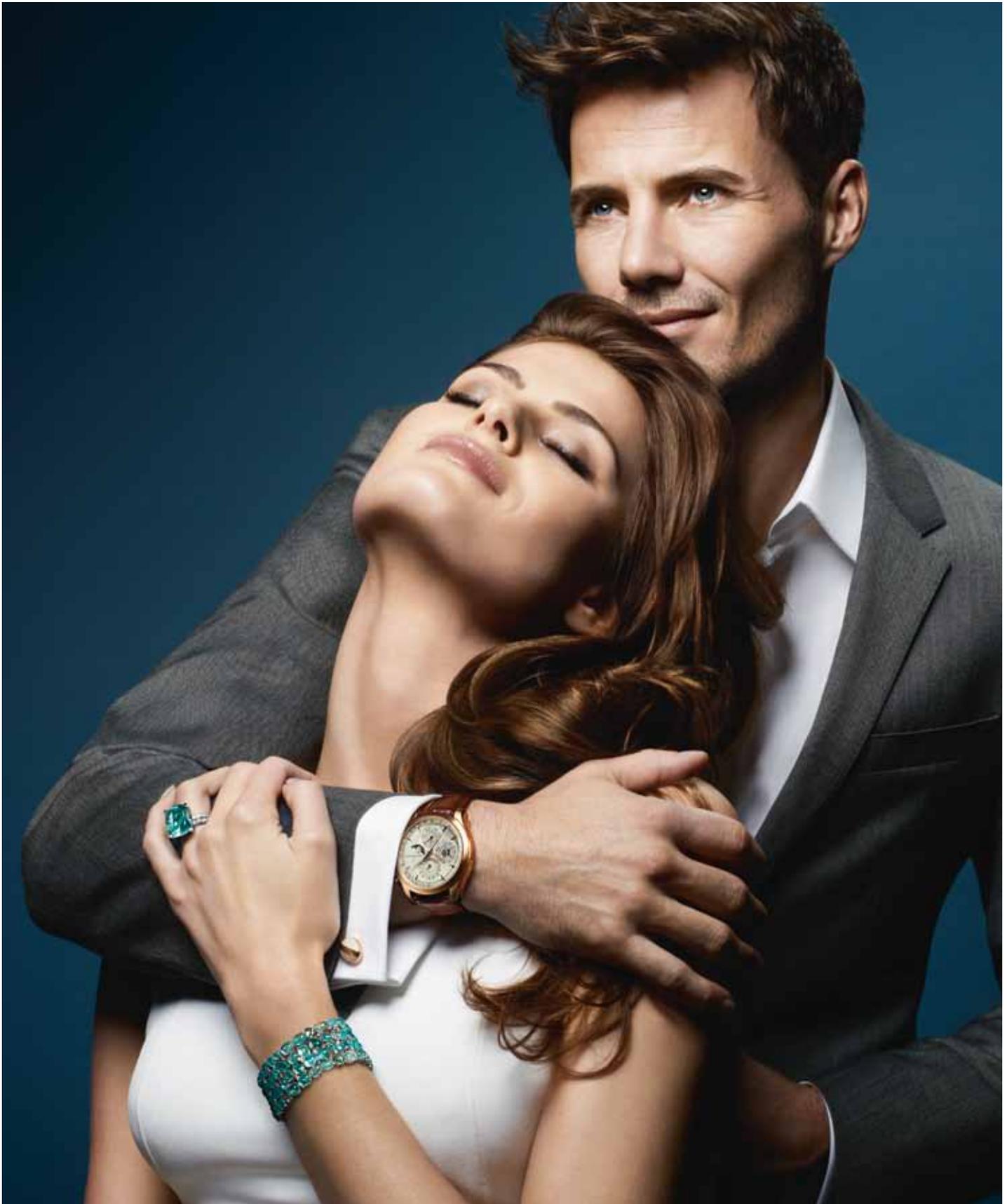
Senkrecht — 1 SAN 2 ALBAN (Berg; Komponist) 3 SAEUE 4 KRIS 5 AUGÉ 6 WULST 8 AMIN 9 SIN (engl. f. Sünde) 10 KREDIT 11 EAR (engl. f. Ohr) 12 TARA 14 SASAN 15 RAEUBER (Drama von Schiller) 19 DREAM (engl. f. Traum, aus der berühmten Rede von M.L.K.) 21 BRAD (vom Traumpaar Brad Pitt und Angelina Jolie) 23 KELTER 25 PELERINE 26 STET 27 ZIPSER 28 HATA 30 REGELN 32 ORNATE (von lat. ornatus, geschmückt, feierliche Amtstrachten) 33 RINNEN 34 MULI 37 OLEAT 39 SECAM 40 RIGA (umgekehrt: agir, port. f. handeln) 41 (Männer-)TREU (Pflanze, Art der Glockenblumengewächse) 42 OBOE 45 NDR

Lösungswort — BRUESKIERUNG

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

LIEBEN | VERTRAUEN



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com